

VOLKS-TRIBÜNE.

Social-Politisches Wochenblatt.



Die „Berliner Volks-Tribüne“ erscheint jeden Sonnabend früh. — Abonnements-Preis für Berlin monatlich 50 Pfg. pränumerando (frei ins Haus). — Einzelne Nummer 15 Pfg. Durch jede Post-Anstalt des Deutschen Reiches zu beziehen. (Preis vierteljährlich 1 Mk. 50 Pfg.; eingetragen unter Nr. 893 der Zeitungspreisliste für das Jahr 1890.)

Redaktion und Expedition:
S. O. (26). Oranien-Str. 23.

Inserate werden die 4spaltige Petit-Zeile oder deren Raum mit 20 Pfg. berechnet. — Vereins-Anzeigen: 15 Pfg. Arbeitsmarkt: 10 Pfg. — Inseraten-Nachnahme in der Expedition: Oranien-Str. 23.

Ausgabe für Expeditionsrei-
„Volksblatt“ Deuth-Str. 3.

Nr. 22.

Sonnabend, den 31. Mai 1890.

IV. Jahrgang.

**Zum Sturze Bismarcks. — Die Arbeiter-
Klasse und das Genossenschaftswesen. — Unsere
Junfer und der Schutz der landwirthschaftlichen
Arbeiter. — Stamm'sche Zwaughaus-Ordnung.
— Temperenz-Spiegel in Amerika. — Die Groß-
bourgeoisie bekommt wieder Muth. — Partei-
verhältnisse im neuen Reichstag. — Aufforde-
rung zum Kontraktbruch.**

**Novelle von Schtschedrin. — Ein kapita-
listischer Spaziergang. — Zur Philosophie des
Glücks. — Geschichte eines Spinners von Lille.
— Die Petition der Berliner Maurer.**

Der heutigen Nummer liegen S. 25—40 der Reichs-
tagsdroschüre bei.

Neuhinzutretende Abonnenten erhalten die
Reichstagsbeilage gratis nachgeliefert.

Wir müssen nochmals dringend bitten, uns alle
größeren Einwendungen bis Mittwoch, alle Vereins-
notizen bis spätestens Donnerstag Mittag zu über-
senden.

Zum Sturze Bismarcks.

§ Der Sturz des Fürsten Bismarck kam dem deutschen
Reichsphilister sicherlich unerwartet.

Aber ob jener nun unerwartet kam oder nicht, der
letztere hat sich bereits vollständig darüber beruhigt, und
seine Seele schwimmt wieder behaglich in dem glatten
Strom der gewohnten Sicherheit. Das Herabfallen der
Figur von ihrem Postamente verursachte zwar eine Wolke
von Staub und Moder, die darin gefesselt hatten; aber als
die Wolke, die auf einen Moment den freien Blick zu
hindern schien, sich verzog und eine neue Figur mit nicht
viel anderem Ausdruck in ihrer Haltung zum Vorschein
kam, fühlte sich der ängstlich erschrockene Philister wieder
beruhigt, im Grunde sogar vergnügt darüber, daß er ein-
mal etwas Ordentliches erlebt hatte, was ihm reichlichen
Stoff zu einer interessanten Bierischunterhaltung bot.

Und den Rest von Unbehagen, der etwa noch zurück-
geblieben war wegen der drohenden neuen Sozialreform,
beeilte sich die Regierung baldigst zu zerstreuen durch die
Bekanntmachung der Vorlage, welche sie dem Reichstage
zuzustellen gedachte.

So ist alles im alten Geleis und in bester Ordnung,
und weder das philisterrische Geschrei noch die sentimentalen
Deklamationen über die geschwundene Herrlichkeit, welche
man auf dem Umweg über Hamburg aus Friedrichsruh
vernimmt, vermögen den sicheren Bürger zu schrecken oder
zu rühren.

Indessen, was unsere Bourgeoisie heute vernünftig
und selbstverständlich, natürlich und richtig findet, früher
hätte sie es nicht gefunden. Man braucht nur daran zu
denken, mit welchen Augen und welchen Gefühlen die
deutsche Nation, das heißt die deutsche Bourgeoisie, zu
ihrem Reichskanzler aufschaute. Man erinnere sich nur,
in welchem Kultus der Verhimmelung und Begeisterung
gegenüber der „Heldegestalt“ Bismarcks sie sich hinein-
gefahelt hat, wie sie vor ihm als dem Begründer oder
Wiederhersteller von Deutschland Einheit in tiefer Ehr-
furcht erscharr, wie sie ihn als den Inzener der weltbewegenden
diplomatischen und kriegerischen Aktionen und hundert
anderer historischer Großthaten, die man in den Werken
von Geschichtsbüchern ersten Ranges, wie Engel
und Treitschke, des Breiteren nachlesen kann, anbetete und
in den Himmel erhob, und wie sie ihn zum Dank für
seine Mühen und Thaten mit Dotationen und Ehrengaben
überhäufte. Wie oft ist es nicht ausgesprochen worden, daß
das Schicksal von Kanzler und Nation unaufloslich mit
einander verknüpft sei, daß beide unmöglich von einander
lassen könnten, daß Deutschland mit ihm stehe und falle.

Die schöne Wirklichkeit hat diejenigen, die solche
Reden etwa für baare Münze nahmen, gar sehr enttäuscht,
und sollte ihr Opfer auch zu diesen Leuten gehören, so

würde sein Fall nur um so tragikomischer sein. Jene
Redensarten haben sich jetzt herausgestellt als das, was sie
faktisch waren, als leere Phrasen.

Es hat sich gezeigt, wie fest die deutsche Bourgeoisie
zu ihrem vergötterten Kanzler gestanden hat. Zwar, der
Erlanzler beweist fast täglich von neuem schwarz auf weiß,
daß er von der deutschen Nation und — seiner früheren
Stellung nicht lassen mag, aber von dem Umgekehrten, daß
nämlich die Nation auch von ihm nicht lassen mag, ist
wenig zu verspüren.

Man fragt sich unwillkürlich: Wo ist denn die Liebe
und Begeisterung für den großen Kanzler geblieben? Man
fragt sich: Wo bleibt denn da der gerühmte deutsche
Patriotismus und die sprichwörtliche deutsche Treue?

In der That, ein besserer Beweis konnte schwerlich
geliefert werden, was für hohle, taube Mäße diese Begriffe
sind. Wäre der Sturz der Person Bismarcks zugleich
ein Sturz des Systems Bismarck gewesen, bei, bei, da
wäre ein Entrüstungsturm klammernder patriotischer Be-
geisterung für den großen Mann durch die deutschen Lande
gefegt. Aber der Sturz galt nicht dem System, sondern
nur dem Kanzler, und das war freilich etwas ganz
anderes.

Als im Frühjahr, merkwürdiger Weise gerade vier-
zehn Tage vor den Reichstagswahlen, die Sozialreform-
posanne ihre schmetternden Schreie hören ließ, da witterte
das bürgerliche Preßgeschicht dahinter sogleich einen An-
griff auf den geweihten Kanzler und vertheidigte denselben
in wütenden Preßartikeln, allen voran die „Kölnische
Zeitung“, weil eben diese Presse wußte, daß sie damals
in dem Kanzler — wie uneigennützig und aufopfernd
patriotisch! — die Interessen ihrer eigenen Klasse
vertheidigte. Als sich dann aber — nach den Wahlen
— herausstellte, daß die Befürchtungen der bürgerlichen
Presse gegenstandslos gewesen waren, daß dem deutschen
Bourgeois kein Härlein gekrümmt worden, sein Geldbeutel
ein verschlossener Sack bleiben sollte, für dessen Öffnung
einen Zauberpruch zu finden, alle Groß- und Kleinvestiere
der Regierung vergeblich sich ihre Köpfe zerbrachen, da
fühlte sich der patriotische Deutsche bei dem wirklichen
Sturze seines Kanzlers kaum bewegt, den kleinen Finger
für ihn zu rühren, weil — ja weil von oben augenschein-
lich keine Gefahr mehr für seinen Geldbeutel drohte. So
sieht es in der That: auf dem Grunde der Börse des
Bourgeois liegt das Geheimniß der patriotischen Kanzler-
begeisterung von ehemals und auch das Geheimniß seines
sang- und klanglosen Sturzes von gestern begraben.

Nicht dem Kanzler, dem Diplomaten, dem „Einiger“
Deutschlands, dem Vollbringer so und so vieler ruhm-
reicher Thaten, sondern dem unentwegten Vertreter der
Bourgeoisinteressen, dem erbitterten Gegner der deutschen
Arbeiterklasse, dem Todfeinde jeder freiheitlichen Bewegung
auf politischem wie wirtschaftlichem Gebiet hat die Be-
geisterung und der Patriotismus der Bourgeoisie gegolten.
Wäre dies jemals ungewiß gewesen, die jüngsten Ereig-
nisse hätten es außer Zweifel gestellt. So hat sich die
Begeisterung für den großen Kanzler als die Begeisterung
für den eigenen Geldbeutel entpuppt.

Und da Bismarck seine Mission als Geschäftsführer
der kapitalistischen Klassen getreulich erfüllte, so konnten
sich dieselben auch von ganzem Herzen zu der Gegenliebe
verstehen, ihm Erfolg über Erfolg auf allen Gebieten an-
zudichten und ihn auch da zu lobhübeln, wo nicht gerade
etwas für ihre Taschen abfiel. Ja, bei ihrer Freigebigkeit
ließen sie es sogar ruhig geschehen, daß er über die
Stränge schlug, und der Großgrundbesitzerklasse, den Edelsten
der Nation, von der Gesetzgebungsmaschine die fettesten
Bissen servirt wurden, eine Episode, welche nicht gerade zu
den ruhmreichsten der deutschen Bourgeoisie gehört.

Daher endlich fand dieselbe das Schicksal der deutschen
Nation mit dem ihres großen Kanzlers auch nur so lange
unaufloslich verknüpft, als sie durch ihn ihr Interesse voll-
kommen gewahrt wußte, und bei seinem Abtritt von der
politischen Bühne war ihr patriotisches Herz auch nur so
lange ängstlich bedrückt, als die Zukunft ein wenig unsicher

schien. Aber diese Wolken — die auch wohl nur in der
Einbildung bestanden haben — verzogen sich, und damit
war das ideale Feuer des Kanzlerpatriotismus überflüssig
geworden.

Mary sagt einmal irgendwo, man könne die ganze
Plattheit der Bourgeoisie an dem Kaliber ihrer großen
Geister ermessen; wir möchten hinzufügen, den schmutzigsten
Egoismus der Bourgeoisie kann man nirgends besser er-
messen als an dem Sturze ihrer großen Geister.

Die Arbeiterklasse und das Genossenschaftswesen.

I.

Gegenwärtig, wo in Frankreich wie in allen industriali-
sirten Ländern die Proletarier mehr und mehr klassen-
bewußt ihr Haupt heben und die Abschlagszahlung einer
umfassenden Arbeiterschutzgesetzgebung vom Staat fordern,
da hat auf einmal die französische Bourgeoisie ihren Sold-
schreibern die Ordre gegeben, die Bethätigung der Staats-
gewalt, die ihr so natürlich und wohlthätig erschien, so
lange dieselbe ausschließlich zu ihrem eigenen Vortheil
monopolisirt, auch nur zu ihrem eigenen Gunsten geübt
ward, als etwas wesentlich Unheilvolles zu malen, sobald
sie sich zu Gunsten der Arbeiter manifestiren soll.

So lange sich der alte Stand mit der jün-
geren Menschheit identifizierte, seine Interessen für die Interessen
aller Gesellschaftsklassen hielt, sich sozusagen als die Ge-
sellschaft par excellence vorkam, da war es in der
Ordnung und löblich — weil einträglich —, daß der
Staat seine Gewalt in allen Verhältnissen „zum Wohle
der Gesellschaft“ par excellence in die Waagschale warf.
Raum aber fängt das Proletariat an, die Rolle des
Staats als Vertreter der gesammten Gesellschaft ernst zu
nehmen und ihm zuzurufen: „auch wir sind Gesellschaft,
auch wir sind Staat“ — so werden andere Saiten auf
die Guitarre gezogen. Der behufs Besserung der Lage
der Arbeiter geforderten Intervention der Staatsgewalt
durch eine Arbeiterschutzgesetzgebung wird das allein selig-
machende Heil der Selbsthilfe durch Kooperation (Genossen-
schaftswesen) u. gegenüber gestellt.

Wie in Deutschland in jüngster Zeit die Hirsch-
Dunder'schen Steilneinen aufmarschirt sind und sich
gegen Regelung der Arbeitszeit und Arbeitslöhne er-
wachsener männlicher Arbeiter auf gesetzlichem Wege erklärt
haben, weil sie alle diesbezüglichen Reformen nur durch
die freie Initiative der Gewerkschaften errungen wissen
wollen; wie sich in England erlauchte oder verböhrte
Führer der Trades-Unions gegen die Intervention des
Staats zu Gunsten der Proletarier sträuben, so lassen es
sich in Frankreich Jules Simon, Leroy-Beaulieu, Say u.
angelegen sein, die Rolle des treuen Eckardt zu spielen,
welcher die Arbeiterklasse nicht auf die „gleitende und
gleitende Bahn einer Arbeiterschutzgesetzgebung gelangen
lassen will, die direkt zum Staatssozialismus und damit
zur Negation aller individuellen Initiative und Freiheit
führt.“

Und um den Proletariern diese löbliche individuelle
Initiative und Freiheit, die für Millionen heutzutage nur
die Freiheit des Hungers und Kummers bedeutet, zu er-
halten, stößen die Herren das einschläfernde Lied der Selbst-
hilfe, der Produktivgenossenschaften, der Konsumvereine,
kurz lauter sozialer Pfästerchen und Tränklein, die schon
längst bei der Arbeiterschaft als arge Quacksalbereien in
Mißkredit gerathen sind.

Es liegt System darin, daß die Bourgeoisie überall
die Forderung einer Arbeiterschutzgesetzgebung damit ab-
zwehren sucht, daß sie die Schatten eines Lobens, das
Gespenst eines todgeborenen Prinzips, beschwören läßt.
Freilich wird die bei dem Geschäft aufgebotene Liebesmühe
umsonst verschwendet sein. Die Erfahrung hat die Arbeiter-
schaft so gewöhnt, die sozialpolitische Propaganda hat sie
derart aufgeklärt, daß das Prinzip der bloßen Selbsthilfe
nicht einmal durch Galvanisation für einen Moment lang
dem Anschein nach in's Leben zurückgerufen werden kann.

Aber diese Bemühungen der Gegner zwingen trotz alledem die Sozialisten, hin und wieder auf Fragen zurückzukommen, mit welchen sie schon längst fertig geworden sind. So ist auch der nachstehende, im „Combat“¹⁾ veröffentlichte Artikel Jules Guesde's eine Antwort auf die im „Temps“²⁾ feilgebotenen Lobpreisungen des Kooperativismus durch den Jesuiten der Sozialreform, Jules Simon.

Der Artikel unfres französischen Genossen ist der ange deuteten Tendenz der Bourgeoisie aller Herren Länder gegenüber auch für die deutschen Arbeiter von Interesse.

II.

Guesde schreibt unter dem Titel „Die Kooperation“: Es gab eine Zeit, ehe die Blitze des Kongresses zu Marseille³⁾ die Augen unfres Proletariats geöffnet hatten, wo man nur von der Kooperation sprach, von der Kooperation träumte. Das war die gute, die schöne Zeit des Jules Simon und Konforten, welche sich nicht über ihr Verschwinden auf Nimmerwiedersehen trösten können.

Damals konnten die „papierernen Verbesserer der Lage der arbeitenden Massen“ den Lohnarbeitern, welche ihr wachsendes Elend den wachsenden Profiten der Unternehmer gegenüberstellten, ernst und würdig antworten: „Ihr beklagt euch, und nicht ohne Grund, daß ihr um so ärmer seid, je mehr ihr produziert, weil ihr für einen Arbeitgeber arbeitet. Wohl, nichts ist einfacher, als dem abzuhelfen! Seid eure eignen Arbeitgeber. Bildet Produktionsgenossenschaften, in denen der Faktor Arbeit und der Faktor Kapital, weil sie beide von ein und denselben Personen geliefert werden, das ganze Produkt ohne irgend welche Theilung, ohne irgend welchen Abzug in den Händen der nämlichen Personen lassen müssen.“

Und die armen Teufel, welche nichts als ihre Arme ihr eigen nannten, und welche man hieß, diese ihre Arme mit einem durch seine Abwesenheit glänzenden Kapital zu assoziieren, von dem auch nicht der erste Heller in ihrem Besitz war, gaben sich ohne ein Wort der Erwiderung zu dieser Dunstmacherei her, welche eine der größten Dunstmachereien des Jahrhunderts ist.

Heutzutage wären schlechte Witze von so grobem Kaliber nicht mehr am Plage. Bei der ersten Anpreisung der Produktionsgenossenschaften würden deren Apostel von tausenden sozialistischer Arbeiter unterbrochen werden, welche ihnen wie mit einer Stimme zuriefen: „Sorgt euch nicht länger, gute Leute! Wir sind ganz und gar für diese Art der Produktion, und wir streben mit allen Kräften, sie zu verwirklichen, aber allerdings in der Art, daß dieselbe keine Utopie bleibt, indem wir nämlich das Kapital dort, wo es sich findet, bei den Kapitalisten, nehmen oder richtiger zurücknehmen, um es in den Händen der Gesellschaft und unter ihrer Kontrolle mit der Arbeit zu vereinigen, welche wir allein repräsentieren.“

Deshalb ist es auch aus, ganz aus mit den aus dem Nichts zu schaffenden Kooperativwerkstätten. Sogar die Gläubigen der „Arbeiterproduktionsgenossenschaften“, wie der von Berlin zurückgekehrte Delahaye, wollen nur noch von ihnen unter der Voraussetzung sprechen hören, daß der Staat ihnen mit Millionen und Millionen unter die Arme greift. Und wenn von Zeit zu Zeit noch die bürgerliche Philantropie aus alter Gewohnheit die „Wohlthaten der Kooperation“ rühmt, so meint sie die auf den Konsum oder den Handel beschränkte Kooperation.

Auf diesem Gebiet hört das kooperative Prinzip — alles ist heutzutage Prinzip — auf, in der heutigen Gesellschaft eine Chimäre zu sein und kann durchgeführt werden.

Es ist sicher, daß nichts die Arbeiter verschiedener Städte hindern kann, sich zu assoziieren, um ihre eignen Lieferanten zu werden; und indem solch Konsumvereine ihren Mitgliedern die Waaren entweder zum Kostenpreis liefern oder zum üblichen Marktpreis verkaufen und dann die Differenz zwischen Einkaufs- und Verkaufspreis jedem Einzelnen oder der Gesamtheit gutschreiben und auszahlen, gewinnen die Arbeiter in der That den Unterschied zwischen Engrospreis und Detailpreis profitieren, den sie jetzt an dritte Personen zahlen müssen.

Aber wenn die Sache durchführbar ist, wenn sie sogar — ich nehme die Ziffern der Gegner widerspruchlos an — für die Bäckereien allein einen Gewinn von 20 bis 24 pCt. darstellt, so folgt doch daraus noch nicht, daß sie von „offenbarem Interesse“ für die Arbeiterklasse sei. Weit gefehlt; für den, der weiter sieht als bis zur Kasse des Unternehmers, für den stellt „dieses Werkzeug des billigen Einkaufs“ nur ein Werkzeug der Lohnbrüdererei dar, und es kann gar nichts anderes sein.

Wie der „Temps“ z. B. zugesteht, „haben es die genossenschaftlichen Konsumvereine auf den Kleinhandel abgesehen“, sie „streben darnach, ihm seine Kundenchaft zu entziehen“, d. h. in einer gewissen Zeit Bäckern, Fleischern, Krämern u. den Garais zu machen.

Nun können wohl diese Händler ohne Handel, diese durch den Bankrott aus ihren geschlossenen Läden geworfenen Krämer für Leroy-Beaulieu „überflüssige Zwischenpersonen“, „Parasiten“ sein, oder nach dem liebenswürdigen Ausspruch des Herrn Jules Simon „Camelots“ (Hausierer, welche Ramsch, Ausschuß und Schleuderartikel feilbieten), aber wenn man ihnen nicht gleichzeitig mit ihren Existenzmitteln diese Existenz selbst nimmt, sind dieselben doch bei

Todesstrafe gezwungen, sich in „Arbeiter“ zu verwandeln, also das eigentliche Heer der Arbeit zu vergrößern; Und da ihre Zahl mehr als eine halbe Million beträgt, und da die unbeschäftigten „Hände“ sich schon jetzt nach Hunderttausenden berechnen, muß da nicht diese neue und unvermeidliche Konkurrenz zu einer weiteren bedeutenden Zunahme der Arbeitslosigkeit, zu einem weiteren Sinken der Löhne führen? Was die zu Konsumvereinen u. s. w. zusammengesetzten Arbeiter als Konsumenten haben „gewinnen“ können, das — und mehr noch — werden sie in der Folge als Produzenten verlieren. Entweder werden sie von denen, die sie vom Ladentisch expropriert haben, nun ihrerseits aus den Werkstätten getrieben, oder sie müssen sich das Sinken der Arbeitslöhne gefallen lassen, welches die notwendige Folge des Ueberschusses des Angebots von Arbeitskraft sein wird. Eine andere und nicht geringere Gefahr würde daraus entspringen, daß die zu verwaltdenen genossenschaftlichen Konsumvereine die befähigten und entwickeltesten Arbeiter sozusagen konfiszieren und auffaugen würden. Hat man sich überlegt, welche Berausgabung von Zeit, Thätigkeit, Energie und Aufopferung den besten, intelligentesten und fähigsten Proletariern die Verwaltung und Führung dieser Handelsunternehmungen kosten würde? Die Sache der Arbeit würde in der Folge einen Verlust erleiden, der ebenso unerfährlich wäre wie der Aderlaß, den sie im Mai 1871 erlitten. Nur die Stützen und Schooßkinder der heutigen kapitalistischen Ordnung könnten lachen und sich die Hände reiben, denn sie wären die thätigsten Kämpfer aus den Reihen der Lohnarbeiter losgeworden, die mit ihren Forderungen im genossenschaftlichen Senf, Mehl und Zucker verschwunden wären.

Außerdem darf niemand übersehen, daß unter der Herrschaft des Lohnsystems der Preis der Arbeit vom Preis der Unterhaltungskosten geregelt wird. Hohen Preisen der Existenzmittel entsprechen auch hohe Löhne und müssen ihnen entsprechen, wenn nicht die für Verwertung der Kapitalien der Herren Kapitalisten unentbehrliche Arbeitskraft verschwinden soll, weil sie sich nicht erhalten und wieder erzeugen kann. Genau so verursachen niedrige Preise der Lebensmittel auch niedrige Löhne. Und wenn erstere je verallgemeinert, von einzelnen Individuen auf die ganze Arbeiterklasse ausgedehnt werden sollten, so würden die Konsumvereine, weil sie die Existenzkosten des Arbeiters herunter schrauben, die Unternehmer veranlassen, ja dieselben unter der Herrschaft des Konkurrenzkampfes zwingen, den Lohn der Arbeit zu vermindern.

Dies ist so richtig, daß überall da, wo es keine Konsumvereine seitens der Arbeiter giebt, wie in Decazeville, Angin, Vessèges, Fives-Lille und Commeny, die Unternehmer immer häufiger Konsumvereine gründen, damit die Lohnarbeiter zu niedrigeren Preisen ernährt und in der Folge niedriger entlohnt werden können. Die Kooperation ist ohne Zweifel fruchtbar und ausgiebig; aber für wen? Für diese wahren Industriekrieger — Unternehmer genannt, ganz gleich ob individuelle oder kollektive Unternehmer.

Dies will jedoch nicht sagen, daß ausnahmsweise, unter gewissen Bedingungen und in gewissen Händen die Konsumvereine den Arbeitern keine Dienste leisten könnten. Um sich vom Gegenteile zu überzeugen, braucht man nur den Nutzen ins Auge zu fassen, den der skandinavische Sozialismus aus ihnen zu ziehen verstanden. Um die, man könnte fast sagen über die Kooperativbäckerei des Vooruit zu Genf hat sich eine bewundernswürdige sozialistische Bewegung emporgehoben. Aber warum und wie hat man hier ein solches Ergebnis erreicht? Weil unter dem Einflusse von Sozialisten, wie Anseele und van Beveren die Geschäftszwecke des Unternehmenszwecken der Propaganda Platz gemacht haben. Das billigere Brot war nur ein Mittel, die Leute zu vereinen und die Ideen zu verbreiten, die gemachten Profite dienten dazu, eine für die Emanzipation der Arbeiter kämpfende Zeitung zu gründen und zu erhalten.

Derart verstanden und derart praktiziert — wird die Kooperation eine Waffe des Proletariats, die nur den Feind verwundet.

Unsere Junker und der Schutz der landwirthschaftlichen Arbeiter.

Die „Kreuzzeitung“ — das Organ der Großgrundbesitzer adligen und bürgerlichen, christlichen und jüdischen Ursprungs — verwahrt sich auf das Entschiedenste dagegen, daß auch die landwirthschaftlichen Arbeiter gesetzlich zu schützen seien, dagegen müsse ihr Kontraktbruch bestraft werden! Das edle Blatt schreibt:

„Natürlich wäre es falsch, sich eine Schablone zu bilden und die landwirthschaftlichen Verhältnisse an dem Maßstabe der industriellen zu messen. Auch auf dem Lande ist das Moment des „Patriarchalischen“ zwar vielfach geschwunden, äußerliche Beziehungen sind an seine Stelle getreten. Dennoch sind diese Beziehungen lange noch nicht so kalt und rein formell, als sie sich in der Fabrik darstellen; schon deshalb nicht, weil die Zahl der Leute, mit denen man im einzelnen Falle zu thun hat, durchschnittlich weit geringer ist, so daß das unmittelbar Menschliche noch zu seinem Rechte kommen kann und, wie jeder Kenner der Dinge weiß, auch wirklich kommt. . . . Vor der Hand steht es in weiten Gebieten noch so, daß die Uebertragung von Einrichtungen, wie sie im Gewerbe unerlässlich scheinen, in der Landwirtschaft keinem wirklichen Bedürfnisse entsprechen. Beiden gemeinsam dagegen ist der Uebelstand des Ver-

tragsbruches, der keineswegs bloß vom wirthschaftlichen, sondern noch mehr vom sittlichen Standpunkte mit allem Nachdruck bekämpft werden muß. Rückhaltlos treten wir deshalb für die hierauf bezüglichen Bestimmungen der Vorlage ein. Wer sich auf einen anderen Standpunkt stellt, ist entweder ein bewußter Revolutionär oder ein Weichling, der in seiner Rührseligkeit den ärgsten Schaden stiftet, wo er „human“ zu wirken glaubt. Wenn das „reaktionär“ ist, nun gut, dann sind wir es und rühmen uns dessen vor jedermann.“

Die „Kreuzzeitung“ steht also, was die Landwirtschaft angeht, auf ganz demselben Standpunkte wie der Industrie gegenüber die von ihr so oft im Brustton christlicher Entrüstung abgelanzelte „Kölnische Zeitung“. Gegen den Arbeiterschutz und für den Schutz der Unternehmer — das ist die Parole der „Kreuztg.“ fogut wie der „Köln. Ztg.“, wenn es an den eigenen Geldbeutel geht.

Die „Frankfurter Ztg.“ bringt unterdeß wieder einiges Material bei zur Kennzeichnung der patriarchalischen Herrschaft auf dem Lande. „Wohl am rücksichtslosesten — heißt es da unter anderem — wird gerade hier die Verwüstung der kindlichen Lebenskraft betrieben. Zu manchen Arbeiten werden überhaupt nur Kinder verwendet, z. B. für das „Rübenzupfen“, das Herausziehen der überflüssigen kleinen Rüben. Man denke sich Kinder von 6 bis zu 14 Jahren täglich 12—18 Stunden auf dem Boden hockend, vornübergebeugt, so daß ihnen das Blut zum Kopf schießt. Ein Erwachsener hält diese Stellung keine zehn Minuten aus; was Wunder, wenn die Kinder nach Schluß der wochenlangen Arbeit geistig anormal zurückkommen, ganz abgesehen von den Krankheiten, die sie sich durch die Fruchtigkeit des Bodens holen, der sie unmittelbar ausgesetzt sind. Und zu dieser Arbeit geben die Schulen noch Ferien, die sogenannten „Rübenferien“! Schlimme Wirkungen für die Gesundheit der Kinder haben auch fast alle übrigen landlichen Arbeiten, selbst die scheinbar leichtesten, wegen der übermäßig langen Arbeitszeit; gewisse Arbeiten, wie z. B. das Hacken des Unkrauts, auch wegen der Monotonie der Bewegungen, welche die gleichmäßige Entwicklung der Glieder hindert. Allgemein bekannt ist ferner die Ueberbürdung der erwachsenen Landarbeiter. Es kommt sehr oft vor, daß der Tagelöhner um drei Uhr des Nachts zur Arbeit geht und um acht Uhr des Abends erst wieder zurückkommt. . . . Auf einer Gutsherrschaft des Lübener Kreises bekommen die Hofweiber pro Tag 45 Pfg. Arbeitslohn. Die Arbeit beginnt früh um 6 Uhr und dauert bis 7 Uhr Abends, also 13 Stunden, wobei eine einstündige Mittagspause und zwei halbstündige Pausen zum Frühstück und Besper in Abrechnung kommen. Die Arbeitsfrauen arbeiten also 11 Stunden und erhalten dafür 45 Pfg. Lohn oder 4 1/11 Pfg. pro Stunde! Kann man sich dabei satt essen? Vier Pfund Brod kosten 50 Pfg. Wenn eine Arbeiterin sonst nichts zu essen hat, dürfte sie die vier Pfund Brod wohl verzehren; doch das darf sie nicht, denn dann kommt sie schon über den Etat mit 5 Pfennigen. Wo bleibt Kleidung, Wohnung, Krankenkassengeld u. s. w.“

Da kommt allerdings „das unmittelbar Menschliche“ schlecht „zu seinem Rechte“.

Selbst das Stöder'sche „Volk“, das sonst mit der „Kreuztg.“ ein Herz und eine Seele ist, muß die entsetzliche Lage und Ausbeutung der Landarbeiter zugestehen. Es schreibt an leitender Stelle: „Auf dem herrschaftlichen Dominium in Trachenberg erhält der ländliche Arbeiter, der von früh 5 Uhr bis Abends 7 oder 7 1/2 Uhr (1/2 Stunde Frühstück- und Besperpause und 1 Stunde Mittagspause), also 12 Stunden täglich, angestrengt arbeitet, pro Tag 60 Pfg. Lohn, ohne jegliches Deputat an Kartoffeln, Getreide oder Wohnung, die Arbeiterinnen für dieselbe Zeit: 50 Pfg., ebenfalls ohne jegliches Deputat. — Die Behandlung der Leute ist echt russisch. Bei dreien von den hier ansässigen Oberamtleuten ist altemäßig festgestellt, daß sie ihre Leute prügeln und zwar so, daß einer derselben kürzlich vom Schöffengericht wegen schwerer Körperverletzung zu 400 Mk. Strafe verurtheilt wurde; bei den anderen in Frage stehenden Oberamtleuten wagen die Gemüthselben gar nicht, sich Recht zu suchen, trotz alles Zuredens und Rathgebens.“

Um den empörenden Eindruck der Stumm-schen Zwangshaus-Ordnung

mit ihrem Ekelens seitens des modernen Feudalherren abzuschwächen, hatten sächsische Blätter behauptet, daß auch englische Gewerkschaften mitunter die Verherrlichung ihrer Mitglieder von der Genehmigung des Gewerkschaftsvorstandes abhängig machten.

Nun ist es immer noch ein himmelweiter Unterschied, ob man beeinflusst wird von einem selbstgewählten, jederzeit absetzbaren Vorstand, welcher derselben Klasse und darum demselben Interessentkreis angehört, oder ob dieser Einfluß zwangsweise ausgeübt wird von einem unumschränkten Herrscher, der als Angehöriger einer ganz anderen Klasse ganz andere Interessen zu vertreten hat.

Aber auch mit der Genehmigung seitens der Unionsvorstände ist es nicht. Herr Prof. Brentano, gewiß kein Stürmer und Dränger in der Behandlung der Arbeiterfrage, aber einer der besten Kenner der Trades Unions, erwiedert auf die dreisten Vertuschungsversuche der sächsischen Amtsblätter:

¹⁾ Der „Combat“ ist ein seit ca. zwei Monaten bestehendes tägliches sozialistisches Organ, das in Paris erscheint und an dem Guesde den thätigsten Antheil nimmt.

²⁾ Der Kongress zu Marseille brachte die Niederlage der Nichtalagewerkschaftler, von der sie sich nie erholt haben. Das Resultat war der Kampagne Guesde's und seiner Freunde von der „Egalité“ zu danken.

Es ist mir nie etwas vorgekommen, was die in der „Leipziger Zeitung“ ausgesprochene Behauptung rechtfertigen könnte.

Wohl aber weiß ich, daß die englischen Arbeiter eine Zumuthung, wie sie hier ausgesprochen ist, mit derselben Entrüstung zurückweisen würden, wie wenn sie vom Arbeitgeber ausginge.

Und wenn ein Arbeitgeber ihnen eine solche Zumuthung stellen wollte, wäre die Folge ein Schrei der Entrüstung von einem Ende des Landes zum andern; es würde nicht einmal zum Streik kommen, denn der betreffende Arbeitgeber würde ganz außer Hande sein, seine Zumuthung angesichts der öffentlichen Meinung aufrecht zu erhalten. Aber eine solche Zumuthung würde dort niemals gestellt werden können. Der Arbeitgeber, der sie stellen würde, wäre zeit- lebens ein Gegenstand höhrender Entrüstung.

Als der freisinnige Abg. Hirsch im Reichstage die Stumm'sche Klausel zur Sprache brachte, entgegnete ihm der väterliche Selbstherrscher aller Neunkirchener, daß der Dr. Hirsch ihn nicht beleidigen könne. Vielleicht hat der Fabrikkönig dem angesehenen Gelehrten gegenüber ein weniger dickes Fell.

Vielleicht aber auch nicht!

Temperenz-Spizel in Amerika*).

In der Legislatur von New York hat der Deutsch-Amerikaner Endres von Buffard einen Gesetzesvorschlag gemacht, um dem namentlich in New York üppig wuchernden Temperenz-Spizel-Unwesen ein Ende zu machen, und man darf gespannt darauf sein, wie sich die Mitglieder der Gesetzgebung zu der Vorlage stellen werden, ob sie trotz der Anstrengung der Prohibitions-Fanatiker oder Heuchler den Muth finden, einem der traurigsten Auswüchse des amerikanischen Strafrechts das wohlverdiente Ende zu bereiten.

Amerikanische Blätter geben der Nachricht folgende Bemerkungen mit auf den Weg:

Von allen Menschen ist der verächtlichste der Angeber. Wenn auch in den Zoll- und Steuergesetzen des Bundes sowohl als in unseren Strafgesetzen der Staaten das Spizelthum ausdrücklich anerkannt wird, so gilt doch der Spizel immer als trauriger Trost. Man liebt auch hier den Verrath und haßt den Verräther. Es ist klar, daß das Spizelunwesen die gemeinsten Instinkte und Charakterzüge eines Menschen zur Entfaltung bringt, und traurig genug ist es, daß dies sogar legalisirt wird. Die „gesetzliche Anerkennung“ und Billigung des Spizel-Unsugs hat im ganzen Lande schon böse Früchte getragen und die Moral des Volkes schon mehr vergiftet, als alle Verletzungen der Sonntagsgesetze und anderer Gesetze zusammen genommen. Ein Beweis für diese Vergiftung der öffentlichen Moral sind die sog. „Law and Order Societies“ (Vereine für Gesetz und Ordnung), welche allenthalben im Lande entstehen, welche mitunter die angeblich achtbaren Bürger zu ihren Mitgliedern zählen und nur durch Benutzung des Spizelthums ihren Zweck erreichen. Dieselben Leute, welche ihr „Vaterunser“ alltäglich so inbrünstig beten, besolden Leute, um andere in Versuchung zu führen, alles zur höheren Ehre Gottes oder im Namen von Gesetz und Ordnung. Der Polizist, welcher am Sonntag sich Eingang in eine Wirtschaft verschafft und dem gutmüthigen Wirthe vorjammert, daß er todkrank sei und einen Schnaps haben müsse, der aber sofort, nachdem er das Gewünschte erhalten, sich umdreht und den Wirthe wegen Uebertretung des Gesetzes verhaftet, ist nicht ausschließlich in New York zu finden, man kann ihn allenthalben im Lande antreffen, und viele Richter und Fromme feiern eine solche Gemeinheit noch als eine verdienstliche That. Nur wenige Richter in Amerika haben, wie Richter Bedford in New York, den Muth der Ueberzeugung, ein solches Verfahren niederträchtig zu finden und zu brandmarken. Richter Bedford sagte bei einer Gelegenheit:

Als die Gesetzgebung dieses Miß-Gesetz annahm, beabsichtigte sie durchaus nicht, daß die Behörden irgend jemanden speziell dazu verleiten sollten, das Gesetz zu verletzen. Es war niemals beabsichtigt, daß jemand sich in ein Wirtschaftshaus eindrängen sollte, um Geld dort niederzulegen und wenn man ihm Getränke verabreicht, sofort sich als Mann des Gesetzes zu entpuppen und den Mann zu verhaften.“ Es ist nur zu bedauern, daß die öffentliche Meinung noch nicht auf der Stufe steht, um die Legalisirung des Spizelunwesens abschaulich zu finden.

Die Großbourgeoisie bekommt wieder Muth.

Im Börsen-Wochenbericht der „Nationalztg.“ lesen wir:

Allmählich hebt sich der Geist der Speculation aus der Starre, die ihn lange Zeit gefesselt hielt, und er versucht, freilich noch etwas schwächern und jaghaft, seine Schwingen zu regen. . . . Das Kapital hielt sich während einer geraumen Zeit, fast ein halbes Jahr, ganz abseits und apathisch. Theils war es durch die harten Schläge der Kourskatastrophe auf dem Markt der Dividendenpapiere schwer getroffen und geschwächt, dann aber wurde es durch die von allen Seiten gegen dasselbe gerichteten Angriffe erschreckt. Es gab Augenblicke der Erregung, dies besonders nach den kaiserlichen Erlassen und während der Wahlkampagne des deutschen Reiches, da man zu vergessen schien, daß die Kraft des Kapitals den Kreislauf der Güter beherrscht und leitet, daß es der Souverän unserer rastlos produzierenden Zeit ist. . . .

*) In amerikanischen Staaten hat man befanntlich vielfach die denkbar härtesten Gesetze gegen den Ausschank alkoholischer Getränke (Prohibitions-Gesetze). Die Temperenz-(Mäßigkeits-) Bewegung ist dort eine ganz andere wie bei uns.

Die Ankündigung des „großen Tages“, des Belisartags, den die europäischen Arbeiter am 1. Mai zu arrangiren gedachten, an welchem sie in geschlossener Phalanx zwar noch nicht im Feuer erregiren, aber doch vor der bürgerlichen Gesellschaft desilliren sollten, um ihren Forderungen an dieselbe den Nachdruck einer wohl disziplinirten, unbeflegbaren Großmacht zu verleihen, war geeignet, Befürchtungen zu wecken und die Zurückhaltung der ökonomischen Thätigkeit zu verschärfen. . . . Es galt, so schien es, eine Nachfrage jetzt schon zu erledigen, einen Entscheidungskampf zu bestehen, und die sogenannten „Privilegirten von heutzutage“, der „großindustrielle Feudalismus“, welche die Reserve zur Wahrung der kulturellen Errungenschaften stellten, schlossen sich ohne besondere Verabredung zusammen, um den Kampf aufzunehmen und auszutragen.

Die Vereinigungen der Arbeitgeber in allen Großstädten und in den Centren der Industrie zum passiven Widerstand durch Schließung der Werkstätten, die Bereithaltung der staatlichen Macht zur Abwehr aller Gewaltthätigkeiten, ein Beweis, daß die bisher den Arbeiterverhältnissen gewidmete staatliche Hilfe vielfach mißverstanden worden war, machte einen tiefen Eindruck auf die Massen und sprengte ihre Phalanx. Der große Tag ging vorüber, ohne eine Spur in dem gesellschaftlichen Leben zurückzulassen. . . .

Von jenem Tage an datirt ein Aufathmen, eine Beruhigung innerhalb der industriellen und kapitalistischen Kreise; die Erkenntniß, daß die Sozialpolitik des Staates, welche unter dem Geleit Aufsehen und Unruhe erregender Erscheinungen inaugurirt wurde, gelernt haben dürfte, vorsichtigen Fußes einherzuschreiten, weil sie den Abgrund sah, der unter ihren Füßen lauerte, trug nicht wenig zur Beruhigung der Gemüther bei. Der Enthusiasmus der öffentlichen Meinung für eine rasche Umgestaltung der Arbeiterverhältnisse war in den Beratungen und Beschlüssen der Arbeiterschul-Konferenzen verdampt, und als Niederschlag der großen Bewegung ergaben sich einige Prinzipien, die gewiß allseitig Anklang finden und, wenn durchgeführt, der Entwicklung der Industrie keinen Abbruch thun, eher dienlich sein werden. Der politische Parteilärm mit seinen oft prahlerischen Ansprüchen, Illusionen und Versprechungen ist kleinlaut geworden angesichts der Haltung der Regierung, die keinen neuen Kurs einzuschlagen gedenkt.

Schärfer hat es die deutsche Bourgeoisie einem Monarchen wohl noch nicht zu verstehen gegeben, daß nicht er, sondern das Kapital der „Souverän“ unserer Zeit ist.

Die Großbourgeoisie in ihrer Stellung zur Sozialreform charakterisirt auch der „Reichsbote“ in seiner neuesten „Wirtschaftlichen Rundschau“ folgendermaßen: „Eine Zeit lang lebte die Finanzwelt in großer Furcht, daß die Anarchie, die bislang auf dem wirtschaftlichen Gebiete geherrscht hat, unter dem neuen Regime ein schnelles Ende finden würde. Die kaiserlichen Erlasse, Bismarcks Rücktritt, die revolutionären Vorstöße der Arbeiter — in dem allen sah man die drohenden Anzeichen eines Umschwunges, die Vorböden einer gesetzlichen Regelung des gesammten Erwerbslebens. Da aber der erste Mai ruhig verlief und die Furcht vor einer Revolution von unten her als übertrieben sich herausstellte, weicht auch allmählich die Furcht vor einer Reformation der wirtschaftlichen und sozialen Zustände von oben her. Es ist Thatsache: in weiten Kreisen der Kapitalisten und Industriellen hält man den Träger der Sozialreform für eingeschüchtert, den Enthusiasmus für die Besserung der Arbeiter-Verhältnisse hält man für verdampt.“

Ueber die Parteiverhältnisse im neuen Reichstage

schreibt der deutsche Correspondent der Wiener „Arbeiterzeitung“ ganz zutreffend:

Die Stimmung des „oppositionellen“ Reichstages ist eine außerordentlich friedliche. Mit Ausnahme der sozialdemokratischen Partei sind alle Parteien bereit, der Regierung auf den verschiedenen Gebieten nach Kräften entgegenzukommen und sie zu unterstützen. Dadurch wird es geschehen, daß dieser Reichstag im Laufe seines Bestehens Bewilligungen macht und Gesetzen seine Zustimmung giebt, die mit den Absichten und Wünschen seiner Wähler sich nicht decken, ja, ihnen vielfach schnurstracks entgegenstehen. Ebenso gefällig wie der so heftig beschuldete Kartellreichstag wird sich auch dieser Oppositionsreichstag erweisen.

Es heißt: Der alte Kartellreichstag ist todt; ja wohl, aber sein Geist lebt fort und beherrscht die gegenwärtige Parlamentsmehrheit, wie er die frühere beherrscht hat. Gewählt als Protest gegen den Kartellreichstag, handelt er genau so, wie sein Vorgänger gehandelt hat.

So erweist sich schon jetzt die Wahl vom 20. Februar als eine ungeheure Duperie der Wähler.

Die Erklärung für diese Thatsache ist naheliegend. Seitdem die Regierung die Kulturkampfspeitsche weggelegt hat, ist der Demokratismus des Zentrums, der immer sehr dünn war, verfloren. Er lebt nun fort in einigen kleinstädtischen Vertretern Süd- und Westdeutschlands, die geistig fast ausnahmslos Nullen sind und nicht wagen, gegen die feudale-aristokratische-reaktionäre Führerschaft sich aufzulehnen. . . .

Ganz ähnlich verhält es sich mit den Deutsch-Frei-

sinnigen. Ihrer sozialen Stellung nach sind sie Vertreter der Bourgeoisie par excellence, die, entweder unzufrieden mit der Schutzpolitik der Regierung, dieser opponiren, oder noch aus einem letzten Rest von bürgerlichem Liberalismus sich auf die Verwirklichung bestimmter konstitutioneller Formen und Forderungen setzen und im übrigen, gegerert durch die ihnen bisher widerfahrne schlechte Behandlung, sich als zahnlöse Parlamentslöwen aufspielen. Die Oppositionsstimme der Freisinnigen ist aber durch zwei Umstände mächtig gedämpft worden. Einmal durch das gewaltige Anschwellen der sozialdemokratischen Stimmen, das ihnen mehr Angst einjagte, als ihre eigenen Siege ihnen Freude bereiteten, dazu das immer Wichtigerwerden der Arbeiterbewegung überhaupt; dann der Abgang Bismarcks, der sie so tödtlich haßte — er wußte vielleicht selbst nicht warum — und die durch dessen Abgang in ihrer Brust erwachte Hoffnung, doch endlich noch regierungsfähig zu werden.

Diese beiden „Oppositionsparteien“ hat die Regierung nicht mehr zu fürchten, am allerwenigsten bei anständiger Behandlung, ein prophylaktisches Mittel, das sie, im Gegensatz zu Bismarck, jetzt anwendet und dabei ausgezeichnet fährt.

Thatsächlich ist also die Regierung unbestritten Herrin der Situation. Das bestätigen auch die vernünftigen Besichter der Herren an den Bundesrathstischen. Die Temperatur ist so angenehm, daß fast kein Tag vergeht, an dem der neue Reichszankler sich nicht blicken läßt, was bei seinem Vorgänger eine große Seltenheit war.

Diese für die Sozialdemokratie scheinbar so ungünstige Situation, ist thatsächlich die denkbar günstigste. Tritt sie stets und überall fest und entschieden auf, nur auf ihre Wähler, auf die Arbeiterklasse blickend, so wird sie sehr bald auch den jetzt ihr noch fernstehenden Massen als die einzige Vertreterin des Volkes erscheinen, und eine Menge von Personen und Stimmen werden sich von den anderen Parteien ab und ihr zu. Ihre Stellung ist also in Wahrheit nie günstiger gewesen als gegenwärtig und es ist ihre Aufgabe, diese Gunst der Lage und der Umstände aufs beste auszunützen.

Die öffentliche Aufforderung zum Kontraktbruch

ist, wie die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ — offenbar zur Aufmunterung für alle Widerstrebenden — mittheilt, schon jetzt nach dem Urtheil des Reichsgerichtes strafbar.

Unter dem 3. Dezember 1889 entschied dieses:

„Ob der einzelne Arbeitgeber seine Arbeiter entlassen, der einzelne Arbeiter die Arbeit einstellen will, ist — die Wahrung der gesetzlichen oder vertragmäßigen Kündigungsfrist vorausgesetzt — Sache der freien Entscheidung des Einzelnen. Das gemeinschaftliche Vorgehen mehrerer Arbeitgeber oder Arbeiter in dieser Richtung ist aber geeignet, die Willensfreiheit des einzelnen Theiles zu beschränken. Von diesem Gesichtspunkte aus, also als Nöthigungsmittel, wurden dergleichen Verabredungen durch die §§ 181, 182 der preussischen Gewerbeordnung von 1845 unter Strafe gestellt, ohne daß zum Thatschande des Vergehens eine an sich widerrechtliche Arbeitseinstellung erfordert wurde, welche letztere vielmehr durch § 184 an den Arbeitern besonders bestraft wurde.“

„Während nun die Strafe des Vertragsbruchs in der Reichsgewerbeordnung von selbst in Wegfall gekommen ist, sind die Verbote von Verabredungen und Vereinigungen zum Behufe der Erlangung günstiger Lohn- und Arbeitsbedingungen, insbesondere mittels Einstellung der Arbeiter oder Entlassung der Arbeiter, durch § 152 ausdrücklich aufgehoben. Es steht also jetzt den Arbeitern, wie den Arbeitgebern frei, ihren Ansprüchen, deren Forderung und Bewilligung an sich von dem freien Willen der Vetheiligten abhängt, durch das Mittel der Vereinigung (Koalition) größeren Nachdruck zu geben. Dieses bisher verbotene Mittel ist nun ein erlaubtes.“

Nicht erlaubt, geschweidrig, wenn auch nicht unter Strafe gestellt, bleibt Entlassung oder Arbeitseinstellung vor Ablauf der gesetzlichen oder vertragmäßigen Kündigungsfrist. Soweit Verabredungen und Vereinigungen durch § 152 erlaubt sind, also insbesondere zur Einstellung der Arbeit oder Entlassung der Arbeiter behufs Erlangung günstiger Lohn- und Arbeitsbedingungen, soweit sind auch die Aufforderungen zu dergleichen Verabredungen und Vereinigungen, die den gewöhnlichen Ausgangspunkt derselben bilden, straflos.“

„Neben diesem strafrechtlichen Privilegium, welches nach Geschichte und Wortlaut des Gesetzes nur in der Befreiung der bis dahin geltenden besonderen Strafbestimmungen für Gewerbetreibende und Arbeiter besteht, bleiben aber die allgemeinen Strafgesetze in Kraft.“

Nach dieser Entscheidung ist also die Arbeitseinstellung vor Ablauf der Kündigungsfrist geschweidrig aber straflos, die „Aufforderung“ hierzu hingegen geschweidrig und strafbar.

Politisches.

Die belgischen Abgeordneten Janson, Houzeau, Ganssens und Cassé haben der Kammer den Entwurf eines Gesetzes überreicht, welches die Unfallversicherung regeln soll. Die Grundzüge des 27 Artikel umfassenden Gesetzes lassen sich nach der „Voss. Ztg.“ wie folgt zusammenfassen:

Die Industriellen und Patrone sind verpflichtet, ihre Arbeiter beiderlei Geschlechts gegen die Gefahren der Unfälle, welchen sie während ihrer Arbeit ausgesetzt sind, zu versichern. Die Versicherung erfolgt durch Gesammtheiten von Patronen oder Chefs einer und derselben Industrie oder gleichartiger Industrien. Diese Gesammtheiten bildet die Regierung auf Vorschlag der Industrie- und Arbeiterräthe.

Die Industriellen oder Patrone können ihre Arbeiter bei einer Versicherungsgesellschaft versichern, doch muß die letztere der Staatskasse eine Kaution von mindestens 5 100 000 Francs, welche mit 3 1/2 pCt. verzinst werden, einzahlen.

Jede Gesammtheit umfaßt mindestens 10 000 Arbeiter. Werte, welche mehr als 2000 Arbeiter beschäftigen, dürfen

selbst ihre Versicherung regeln. Verlangt aber ein Drittel dieser Arbeiter den Anschlag an eine Gesamtheit, so muß sich der Besitzer der Werke selbst, so wie die Versicherung durch diese Werke selbst, so muß an die Staatskasse eine Kaution von mindestens 50 000 Frs., welche mit 3 1/2 pCt. verzinst werden, abgeführt werden.

Jede Gesamtheit bildet ihre Versicherungskasse und bestimmt unter königlicher Genehmigung die für jeden versicherten Arbeiter zu zahlende Prämie. Von dieser Prämie zahlen 1/10 die Industriellen oder Patrone, 1/10 der Arbeiter, 1/10 die Kasse des Unterstützungswohnsitzes oder der Staat.

Der Arbeiter hat kein Recht auf irgend eine Entschädigung, wenn der Unfall ausschließlich und augenscheinlich durch seine eigene Nachlässigkeit, grobe Unvorsichtigkeit oder verbrecherische, sträfliche Handlungen herbeigeführt worden ist. Ist der Unfall augenscheinlich durch einen Fehler oder durch Nachlässigkeit des Unternehmers hervorgerufen, so kann die Gesamtheit im Namen der Opfer gegen ihn auf Schadenersatz klagen. Der letztere dient theils zur Erhöhung der gesetzlichen Entschädigung, theils fließt er der Versicherungskasse zu.

Arztliche Hilfe muß stets, mag die Ursache des Unfalles sein, welche sie wolle, den Opfern unentgeltlich gewährt werden.

Die Geldentschädigung soll bei vollständiger Arbeitsunfähigkeit 80 pCt. des durchschnittlichen Tagelohnes des letzten Arbeitsjahres betragen.

Ist durch den Unfall der Tod verursacht, so erhält die Wittve 35 pCt. und jedes Kind bis zum 14. Jahre 10 pCt. des durchschnittlichen Tagelohnes des letzten Arbeitsjahres, doch darf die Gesamtentschädigung nicht 65 pCt. dieses Lohnes übersteigen. Die Wittve verliert bei Wiederverheirathung jede Entschädigung.

War der verstorbene Arbeiter nicht verheirathet, aber die Stütze der Familie, so ist der Letzteren eine Entschädigung bis 40 pCt. dieses Lohnes zu gewähren.

Bei theilweiser oder dauernder Verunsfähigkeit beträgt die Entschädigung 10 bis 50 pCt., bei zeitweiser Unfähigkeit während deren Dauer 65 pCt. des Tagelohnes.

Alle Entschädigungen sind fällig von dem Tage nach dem Unfälle ab.

Ein aus drei Patronen und zwei Arbeitern gebildeter Verwaltungsrath leitet die Finanzverwaltung der Gesamtheit, beaufsichtigt auch die Vorzugs-Maßnahmen zur Abwendung der Unfälle.

Jeder Gesamtheit steht ein aus drei Patronen und drei Arbeitern gebildetes Schiedsgericht zur Seite, welchem die Regierung einen von ihr außerhalb der Gesamtheit gewählten Vorsitzenden zuordnet. Dieses Gericht entscheidet über die Entschädigungen und etwaigen Streitigkeiten zwischen Patronen und Arbeitern; das Verfahren ist unentgeltlich; die Entscheidungen sind endgültig; die Verhandlungen sind öffentlich.

Die Arbeitermitglieder des Verwaltungsraths und Schiedsgerichts erhalten für jede Sitzung eine Entschädigung.

Der Staat, die Provinzen und Gemeinden haben ihre Arbeiter zu versichern.

Die Gesamtheiten können besondere Hilfskassen für Krankheiten und Pensionen errichten, aber die durch die Arbeit entstandenen Krankheiten werden den Unfällen gleich gerechnet.

Wir werden später auf die Schicksale dieses Entwurfes zurückkommen.

Nationalliberale Angriffe auf das allgemeine Wahlrecht. Die „Allg. Ztg.“ machte aus ihrem Haß gegen das allgemeine Wahlrecht schon längst kein Hehl mehr. Jetzt schreibt sie wieder: „Ueber keine Frage besteht in den gebildeten Kreisen der deutschen Nation eine solche Einmüthigkeit des Urtheils wie über die Verwerflichkeit des allgemeinen und gleichen Stimmrechts. . . . Niemand macht auch nur den schüchternsten Versuch, die handgreif-

liche und zum Himmel schreiende Ungerechtigkeit des allgemeinen und gleichen Wahlrechts zu bestreiten.“

Vermehrung der Geistlichen gegen die Vermehrung der Sozialdemokraten empfehlen neuerdings alle, die dabei für sich und ihresgleichen Pfanden erhalten. Ein Hauptführer der sächsischen „Positiven“, Herr Luthardt in Leipzig schrieb in dieser Beziehung vor kurzem: „Neuere Mittel beschwören jene (sozialdemokratische) Gefahr nicht. Das vermag nur eine moralische Macht, welche zugleich eine soziale ist. Diese moralische Macht ist allein die Religion, das Christenthum. Die soziale Wirkung des Christenthums aber beruht in der Kirche; denn die Kirche ist die Organisation des Christenthums. Die Kirche aber übt ihren Einfluß durch die Kirchen und Parochien. Hier liegt der entscheidende Punkt. . . . Vermehrte Kirchspiele mit ihren Geistlichen und Kirchen — das allein kann gründlich helfen.“ — Derselben Ansicht gab der konservative Abgeordnete Freiherr v. Friesen seiner Zeit auf der sächsischen Landessynode Ausdruck, daß nämlich dem Umsichgreifen der Sozialdemokratie in Sachsen nur dann wirksam begegnet werden könne, wenn man sich entschleide, noch etwa 200 neue Kirchen zu erbauen. . . . Um der sozialen Noth der Zeit abzuhelfen, empfahl auch das evangelisch-lutherische Landesconsistorium des Königreichs Sachsen vor allem eine Erweiterung der speziellen Seelsorge, die durch Vertheilung der Massenparochien und Vermehrung der geistlichen Kräfte erreicht werden soll!

Konservative Angriffe gegen konstitutionelle Rechte des Volkes. In den mecklenburgischen Verfassungszuständen schreibt man der „Nordd. Allg. Ztg.“: „Der kleine Mann, der Handwerker, der Tagelöhner, trägt kein Verlangen danach, noch mehr zu wählen als bisher und begreift den nicht, welcher ihm erzählt, daß eine Aenderung der Verfassung notwendig die Zustände bessern würde. . . . Er wird beruhigt darüber sein, daß bei dem rapiden Anwachsen der Sozialdemokratie für die Anhänger dieser Lehre bei den hiesigen verfassungsrechtlichen Zuständen kein Feld der Thätigkeit auf dem Gebiete der Gesetzgebung ist, und daß es deshalb gerade in den heftigen Zeitläufen durchaus unklug wäre, die Verfassung zu ändern und den Umstürzklern Sitz und Stimme in einem mecklenburgischen Parlament zu geben.“

Gewerkschaftliches, Vereine.

An die gesamten Maurer und übrigen Arbeiter Deutschlands wenden sich die Kopenhagener Maurergesellen. Sie führen zur Zeit einen Kampf um die Durchsetzung eines neunstündigen Arbeitstages und eines Stundenlohns von 50 Dore (etwa 60 Pf.). Der Streit begann am 12. d. M., nachdem beinahe zwei Jahre hindurch mit den Meistern über diese Sache verhandelt war. Brüder und Genossen, so schließt der Aufruf, wir hoffen, daß ihr unsere Forderung anerkennen werdet, als den ersten Schritt auf dem Wege zum achtstündigen Arbeitstag, für welchen 50 000 Kopenhagener Arbeiter am 1. Mai demonstrieren. Wir bitten Euch daher, nicht nach Kopenhagen zu reisen, ehe der Streit beendet ist, und rechnen auf euerer Unterstützung. Gedenkt, daß etwa 2500 Familien des Streiks wegen brodlos sind. Ingleich bitten wir Euch, uns mitzutheilen, ob es bei Euch so reichliche Arbeit giebt, daß einige unserer streikenden Genossen dort Arbeit bekommen können. In der Hoffnung, daß die Sympathie aller klassenbewußten Arbeiter in diesem Kampfe uns zur Seite steht, zeichne mit kollegialischem Grusse S. Radumssen, Geschäftsführer des Maurerverbands in Dänemark, Ringsgade 6, 3. Sal., Kopenhagen V., Dänemark. Sendungen bitte an P. C. Olsen, Romersgade 22, St. Kopenhagen, Dänemark.

In Oera in Wilhelm Fink in einem Alter von 57 Jahren gestorben. Als Beamter der Genossenschaftsdruckerei in Leipzig hatte derselbe den Schriftenvertrieb zu besorgen und ist in Folge dessen in seinem Verlage eine große Anzahl Broschüren und Zeitungen erschienen. Durch seine mit Bebel und Liebknecht 1881 erfolgte Ausweisung aus Leipzig war er wirtschaftlich ruiniert und hatte bis zu seinem Ende mit Noth und Sorge zu kämpfen.

Cottbus. In einer am 21. Mai hier abgehaltenen öffentlichen Versammlung wurde Herr Rudolf Schiemenz zum Ver-

trauensmann von den Textilarbeitern für Cottbus gewählt und sind Briefe und Anfragen an ihn zu richten.

Wegen groben Unfugs hat das Amtsgericht Magdeburg den Buchdruckermeister Fr. Meyer in Hamburg zu vier Wochen Haft verurtheilt. Den „groben Unfug“ hat das Gericht darin gefunden, daß in dem Meyer'schen Blatt „Der Kupferschmied“ eine Annonce erschien, mit folgendem Wortlaut: „Dichersleben. Der Juzzi nach hier, Werkstelle hier, Werkstelle des Herrn S. ist bis auf Weiteres fernzuhalten. Die Lohnkommission der Filiale Magdeburg.“ — Was doch nicht alles als grober Unfug aufgefaßt werden kann!

Vom Landgericht in Zwickau wurde ein Bergarbeiter, weil er in einer öffentlichen Versammlung einem Bergwerksdirektor Wortbruch vorgeworfen hatte, zu einem Jahr Gefängniß verurtheilt! Die Höhe der Strafe wurde dadurch begründet, daß der Angeklagte ein „Agitator“ sei.

100 Schrauben-Facendreher sind in Berlin noch immer ohne Arbeit. Sendungen an Voigtländer, Berlin, Mantuffelstraße 46.

Fachverein der Steindrucker und Lithographen. Vereins-Versammlung Sonnabend, den 31. Mai, Abends 8 1/2 Uhr, in Jordan's Salon, Neue Grünstr. 28, statt.

Geselligkeitsverein „Vorwärts“. Sonnabend, d. 31. Mai Abends 9 Uhr, Blumenstr. 78, bei Bollschläger, Versammlung.

Fachverein für Schlosser und Maschinenbauarbeiter Berlin und der Umgegend. Sonnabend, den 31. Mai, Abends 8 1/2 Uhr, in Leichter's Salon (Zentral-Schützenhaus, Tegeler Chaussee), Scharnweberstr. 4: Große Versammlung. Vortrag des Herrn Türk über: Die Lage der ländlichen Arbeiter.

Die Kranken- und Begräbniskasse des Vereins sämtlicher Berufsklassen, Verwaltungsstelle Berlin I. Sonnabend, den 31. Mai cr., Abends 8 Uhr, Blumenstr. 78, bei Bollschläger: Versammlung.

Verein zur Wahrung der Interessen der Schuhmacher. Dienstag außerordentliche General-Versammlung im Königsstadt-Kasino, Holzmarktstr. 72, Abends 8 1/2 Uhr.

Freie Vereinigung der Zimmerer Berlins. Montag, den 2. Juni, Abends 8 1/2 Uhr, Hochstr. 32a: Generalversammlung. Ist die gewerkschaftliche Bewegung von der politischen zu trennen. Referent Aug. Zaetzerow.

Achtung! Sozialdemokratischer Wahlverein des 4. Berliner Reichstags-Wahlkreises. Den Mitgliedern zur Nachricht, daß, so lange die Biersteuer besteht, weder Mitglieds- noch Generalversammlungen stattfinden können, da uns Säle unentgeltlich nicht zur Verfügung stehen. Wir erziehen daher die Mitglieder, die Beiträge an nachfolgenden Stellen zu entrichten: Fr. Jubeil, Raunynstr. 86, Restaurant; O. Heindorf, Langestr. 70, Restaurant; M. Bohl, Frankfurterstr. 8b, Hof 5 Tr.; G. Schulz, Brangelstr. 32, Glaserer; G. Schulz, Admiralstr. 40a, Zigarrenhandlung.

Fachverein sämtl. an Holzbearbeitungs-Maschinen beschäftigten Arbeiter. Generalversammlung den 2. Juni, Abends 8 1/2 Uhr, Landsbergerstr. 37, bei Benzki.

Medizinal-Unterstützungsverein der Tabakarbeiter, deren Ehefrauen und Tabakarbeiterinnen zu Berlin (G. S. Nr. 88). Sonnabend, den 31. Mai, Generalversammlung bei A. Freize, Eißabethstr. 30.

Briefkasten.

Berichte über die verschiedenen Gewerkschafts-Kongresse der Pfingstwoche in nächster Nummer.

Stettin. Fachvereine dürfen sich recht wohl mit politischen Fragen beschäftigen, nur dürfen sie dann mit Vereinen gleicher Art sich nicht „in Verbindung setzen“, da das nach preussischem Vereinsgesetz „politischen“ Vereinen nicht gestattet ist.

Oeffentliche Versammlung

d. Möbelpolirer Berlins u. Umgegend

am Dienstag, den 3. Juni, Abends 8 Uhr, bei Benzki, Landsbergerstr. 37.

Tagungs-Ordnung:

1. Wie stellen sich die Möbelpolirer zur Zentral-Streit-Kommission.
2. Wahl von Delegirten hierzu.
3. Der Streit der Möbelpolirer und welche Vortheile haben die Kollegen der Nähmaschinenbranche.
4. Verschiedenes.

Um das Erscheinen aller Kollegen bittet

Der Einberufer: G. Schulz.

Sozialdemokratischer Wahlverein

des 6. Berliner Reichstags-Wahlkreises.

Mittwoch, d. 4. Juni, Abends 8 1/2 Uhr, im Lokale des Deutschen Volkstheater, Schönhauser Allee:

Große Versammlung.

Tagungs-Ordnung:

1. Vortrag des Herrn Th. Glöde: „Gesellschaftliches und Privat-Eigenthum“. — 2. Diskussion. — 3. Verschiedenes und Fragelasten.
- Gäste sehr willkommen. Aufnahme neuer Mitglieder. Zu recht zahlreichem Besuch ladet ein

Der Vorstand.

NB. Für Weißbier und Selterwasser ist gesorgt.

E. M. Wilschke,
Junferstraße 1.
Cigarren- und Tabak-Fabrik.
Den Genossen bestens empfohlen.
Auf gute Wiener Spitzen mache aufmerksam.

Avis für Raucher!

Von heute ab versende ich wieder regelmäßig meine vielbeliebte edle **Wahia-Cigarette** in herm. verschlossenen Kisten zum alten Preise von 5 Mk. pro 100 Stück, unter Nachnahme oder vorherige Einsendung. Von 500 Stück an franco Zusendung.

Chr. Ad. Busch
Cigarrenfabrik,
Oranienstraße Nr. 191.

Central-Kranken- u. Sterbe-Kasse

der Töpfer.

Den Mitgliedern zur Kenntniß, daß am 19. Mai d. J. sämtliche Kassengeschäfte den jetzigen Kassirer **Otto Greier, Köpnickstr. 100** übertragen sind, die Geschäftsleitung bleibt vorläufig wie bisher.

Mit kollegialischem Grusse
Karl Fabian, Kesselftr. 20.

Sozialdemokratischer Leseklub

„Lessing.“

Jeden Montag, Abends 9 Uhr, Markusstr. 6. (Restaurant Spiekermann).
Vorlesung und Diskussion.

„Berliner Arbeiterbibliothek“. II. Serie:

I. Heft:

Der Mythos

von der Gründung des Deutschen Reiches.

Von **Hans Müller-Rostod.**

36 Seiten. Preis 15 Pf.

Die Schrift schildert in großen Zügen die Organisation des alten Reiches und dessen Untergang, die Entwicklung der kapitalistischen Wirtschaft in Deutschland und die daraus folgenden Einheitsbestrebungen der Bourgeoisie, deren Bekämpfung durch die Regierungen und die schließliche Eingung.

Zu beziehen durch d. bekannten Kolporteurs u. Filialen, sowie durch d. Expedition d. „Berliner Volks-Tribüne.“ Berlin S.O., Oranienstraße 23.

Heft 2: **Der Antisemitismus** erscheint nächsten Dienstag. (32 S. Pr. 15 Pf.)

Grosse Versammlung

des **Berliner Arbeiter-Bildungs-Vereins**
am 3. Juni, Abends 8 Uhr,
im Lokale des Herrn Faustmann, Invalidenstraße 144.

Tagungs-Ordnung:

1. Vortrag des cand. philos. Herr Pöns. — 2. Diskussion. — 3. Verschiedenes und Vereinsangelegenheiten. — 4. Fragelasten.
- Gäste sind willkommen. Um zahlreichen Besuch ersucht

Der Vorstand.

Cottbus.

Cottbus.

Zur gefälligen Beachtung!

Zum Einrahmen der Bilder aller Art (Banner der Humanität u. s. w.) empfiehlt sich den Lesern dieses Blattes unter Garantie guter Arbeit, billigste Preise.

Paul Böttcher,

Vergolder- und Glasergeschäft,
Cottbus, Sandow Dissenchener Weg 81.

Der treue Caro.

Märchen von Schtschedrin.

(Aus dem Russischen überfetzt von L. und J.)
(Schluß.)

Aber Caros's hervorragender Charakterzug war ein vollständiger Mangel an höherem Ehrgeiz. Es ist unbekannt geblieben, ob er einen Begriff von Feiertagen und der Sitte hatte, daß die Kaufleute zu ihrem Namenstage ihre treuen Diener beschenken. Sowohl am Tage des heiligen Nikanor („sein“ Namenstag), wie am Tage der heiligen Anfissa („ihr“ Namenstag) sprang Caro wie an gewöhnlichen Wochentagen an der Kette hin und her.

„Schweig, sei doch still, Du Tropf!“ pflegte ihn Anfissa Karpowna anzuschreien: „Weißt Du denn nicht, welcher Tag heute ist!“

„Laß ihn doch bellen“, gab Nikanor Perujonitsch scherzend zur Antwort; — „Er gratuliert zum Namenstag. Belle, Caro, belle!“

Nur einmal in seinem Leben war etwas ähnliches wie Ehrgeiz in Caro's Brust erwacht. Das war, als man der süßigen Kuh der Frau Kriechling auf Ansuchen des Stadthirten eine Glode um den Hals gehängt hatte. Offen gestanden, hatte sie Caro heftig beneidet, als sie läutend über den Hof schritt.

„Sieh, sieh, was für ein Glück Dir zu Theil geworden! und wofür!“ sagte er in bitterem Tone zu Frau Kriechling. „Deine ganze Leistung besteht ja nur darin, daß man täglich einen halben Eimer Milch aus Dir herausmelkt, und, um die Wahrheit zu sagen, was ist das für ein Verdienst! Daß du Milch hast, hängt ja nicht von Dir ab! Füttert man Dich gut, so giebst Du viel Milch, füttert man Dich schlecht, so hörst Du auf, Milch zu geben. Du rührst auch nicht einen Finger, um dem Herrn dienstbar zu sein, und dennoch wirst Du so belohnt, während ich mich ganz aus eigenem Antriebe, motu proprio, Tag und Nacht plage, nicht fertig esse, nicht ausschlafe, mich schier heißer belle; und nicht einmal eine armselige Schelle wird mir verliehen; man sagt nicht: Da, nimm, Caro, und wisse, daß man Deine Dienste anerkennt.“ — „Und die Kette?“ erwiderte Frau Kriechling.

Da erst ging dem treuen Caro ein Licht über die Bedeutung der Kette auf. Bis dahin hatte er geglaubt, daß die Kette eben eine Kette sei, jetzt erst verstand er, daß dieselbe eine Art Freimaurerzeichen sei. In dem ihn Worotilow an die Kette gelegt, hatte er ihn also schon im Voraus belohnt, noch ehe er etwas verdient hatte. Jetzt blieb ihm also nur übrig von Einem zu träumen, daß man ihm nämlich die alte verrostete Kette, die er sogar schon einmal zerrissen hatte, abnehmen und durch eine neue stärkere ersetzen möchte. Es war, als ob der Kaufmann Worotilow den Herzenswunsch von Caro's bescheidenem Ehrgeiz errathen hätte, denn als Caro's Namensstag kam, kaufte er ihm eine funkelneue, prachtvoll geschmiedete Kette und netete ihm dieselbe als Uebertragung an's Halsband. „Bell, Caro, belle!“

Und Caro brach in jenes gutmüthige, helltönende Bellen aus, das Hunde auszustossen pflegen, die das Wohlsein ihrer eignen Hundeziererei nicht von der Unantastbarkeit des Speichers, an den sie des Herrn Wille stellte, zu trennen vermögen.

Im Allgemeinen ging es dem treuen Caro recht gut, obgleich es auch ihm von Zeit zu Zeit nicht an Kummer fehlte.

In der Welt der Hunde wie in der Welt der Menschen spielen Schmeichelei, Ränke und Neid oft eine Rolle, die sie durchaus nicht spielen sollten. Nicht selten ward Caro von Neid gequält, aber er blieb stark im Bewußtsein der gethanenen Pflicht und fürchtete sonst nichts. Und dieses Gefühl seinerseits hatte durchaus nichts mit Eigendünkel gemein. Umgekehrt, Caro wäre herzlich gern bereit gewesen, Amt und Würden dem ersten neuerschienenen Padan abzutreten, der bewiesen hätte, daß er ihm selbst an guten Eigenschaften überlegen war.

Nicht selten grübelte er sogar voller Unruhe darüber nach, wer eigentlich seine Stelle einnehmen sollte, wenn Alter oder Tod seiner unerwünschten Thätigkeit ein Ende machen würde. Aber ach! Unter der ganzen großen Zahl verkommener und entarteter Hunde der Nachbarschaft konnte er beim besten Willen keinen einzigen entdecken, von dem er mit gutem Gewissen hätte erklären mögen: „Das ist mein Nachfolger!“

Ja, wenn eine Intrigue den Zweck verfolgt hätte, Caro um jeden Preis in den Augen des Kaufmanns Worotilow herabzusetzen, so würde sie nur ein durchaus unerwünschtes Resultat gezeitigt haben. Sie hätte nämlich einzig und allein aufgedeckt und bewiesen, wie arm die Hundewelt an echten Hundetalenten geworden.

Mehr als einmal schon hatten die neidischen Padan einzeln oder in kleinen Gruppen Worotilow's Hof besucht, sich in geringer Entfernung von Caro niedergesetzt und diesen zu einem Wettkampf herausgefordert. Es erhob sich dann ein furchtbares Hundegekläff, dem die Dienerschaft neugierig zuhorchte, weil jeder verstand, daß die Zeit herannah, wo Caro einer Stütze bedürftig sei. In dem tobenden Hundeschor ließen sich verschiedene nicht üble Stimmen vernehmen, aber von einem Gebell, das vor Furcht Leibschmerzen verursachte, konnte keine Rede sein.

Mancher Hund legte recht ungewöhnliche Fähigkeiten an den Tag, nur geschah es stets, daß er sich entweder überbelle oder unterbelle. Während dieser Wettkämpfe pflegte Caro anfangs in tiefem Schweigen zu verharren, als ob er sozusagen seinen Begnern die Möglichkeit geben wollte, ihr Leistungsvermögen zu zeigen. Aber wenn es ihm am Ende zu toll wurde, so fügte er zum allgemeinen Gekläff, dessen einzelne Noten ohne Ausnahme eine mühsam erzwungene Anstrengung verriethen, sein ungezwungenes weithin tönendes Bellen hinzu. Vor diesem Gebell mußten sofort alle Zweifel schwinden. Sobald es der Köchin zu Ohren kam, stürzte sie aus der Küche und brühte sämtliche Nädelstücker der Intrigue mit kochendem Wasser ab, Caro aber bekam Spüllicht.

Nichtsdestoweniger hatte der Kaufmann Worotilow Recht, wenn er behauptete, daß unter dem Monde nichts ewig währe. Als eines schönen Morgens Worotilow's Kommiss an der Hundehütte vorüberging, fand er Caro schlafend vor. Etwas Aehnliches hatte sich noch nie ereignet. Niemand wußte, ob der Hund jemals schlief oder nicht, denn Niemand hatte ihn je schlafend getroffen. Der Kommiss verfehlte nicht zu erzählen, was er gesehen.

Worotilow ging in eigener Person zu Caro hinaus, schaute ihn an, und als er konstatierte, daß dieser schuldlos mit dem Schweife wedelte, als wolle er sagen: „Ich weiß selbst nicht, wie ich mir so etwas zu Schulden kommen lassen konnte“, sagte er theilnehmend: „Nun, Alter, willst wohl nach der Küche? Bist Du alt und schwach geworden? Wohlan, Du kannst auch in der Küche nützlich sein.“

Jedoch beschränkte man sich vor der Hand darauf, Caro eine Stütze zu suchen. Die Aufgabe war durchaus nicht leicht. Nichtsdestoweniger gelang es nach vieler Mühe und Plage, in der Vorstadt einen gewissen Arapla aufzufinden, dessen Reputation schon ziemlich fest begründet war.

Ich will nicht beschreiben, wie Arapla der Erste war, Caro's Autorität anzuerkennen, wie er sich ihm ohne Widerrede unterordnete, wie sich beide befreundeten, wie Caro mit der Zeit endgültig pensionirt und in die Küche verbannt ward und wie er dessen ungeachtet oft zu Arapla lief, um ihn uneigennützig in allen Kunststücken eines echten Kaufmannshundes zu unterrichten. Ich will nur Eins hervorheben: weder die Mühe, noch der Ueberfluß an Lederbissen, noch die Nähe von Winka ließen ihn jene begeisterungsvollen Minuten vergessen, die er in langen Winternächten, an der Kette liegend, vor Kälte zitternd, verbracht hatte.

Indessen die Zeit verfloß, und Caro ward älter und älter. Er bekam einen Kropf, der seinen Kopf zur Erde zog, so daß er sich kaum auf den Füßen halten konnte, die Augen waren fast erblindet, die Ohren hingen unbeweglich herab, das Fell ward zottig und das Haar fiel büschelweise aus, der Appetit verschwand, und die beständig empfundene Kälte zwang den armen Hund, stets neben dem Ofen zu hocken.

„Wie Sie wollen, Nikanor Semjonitsch; Caro wird rühdig“, bemerkte eines Tages die Köchin zu Worotilow.

Der Kaufmann erwiderte kein Wort darauf. Die Köchin ließ es jedoch mit der ersten Bemerkung nicht gut sein und sagte nach einer Woche abermals:

„Wenn nur die Kinder nicht angesteckt werden! er ist ganz rühdig.“

Aber auch diesmal blieb Worotilow noch taub. Zwei Tage darauf stürzte die Köchin ganz erbozt ins Zimmer und erklärte, sie wolle keine Minute länger im Dienste verbleiben, wenn nicht Caro aus der Küche geschafft werde. Und da die Köchin meisterhaft Spannerkel mit Gröbri zu bereiten verstand, und Worotilow dieses Gericht leidenschaftlich gern aß, so war Caro's Loos entschieden.

„Ich hätte ihm ein besseres Ende gegönnt“, sagte der Kaufmann Worotilow mit Gefühl.

„Das Sprichwort scheint doch wahr zu sein: Ein Hund soll wie ein Hund sterben. Mag man ihn ersäufen!“

Und Caro ward in den Hof geführt. Die ganze Dienerschaft eilte herbei, um dem Todeskampf des treuen Hundes beizuwohnen; auch die Kinder der Herrschaft drückten die Gesichter gegen die Fenstersehnen. Arapla war gleichfalls zugegen, und als er seinen alten Lehrer erblickte, wedelte er grüßend mit dem Schweife. Caro konnte kaum vor Alter die Füße heben und verstand augenscheinlich nicht, was vorging.

Als er sich dem Thore näherte, verliehen ihn die Kräfte, und er mußte am Gevid fortgeschleift werden.

Was sich weiter ereignete, verschweigt die Geschichte, nur steht fest, daß Caro nicht zurückgekehrt ist.

Und bald darauf hat Arapla Caro's Bild ganz und gar aus Worotilow's Herzen vertrieben.

Ein kapitalistischer Spaziergang.

B. W. Jüngst — es war Mitte Mai — machte ich mich auf, um den mir lieb gewordenen sozialistischen Spaziergang zu thun. Als ich so — die Feder als Spazierstock — dahinschlenderte und gerade nachzudenken begann — es betraf den 1. Mai, den „Arbeiterfeiertag“ — begegnete mir ein Mann, welcher gleich mir eine Feder

in der Hand hielt. Da wir also offenbar Kollegen waren, so begrüßten wir uns.

„Mein Name ist Wallsee, Mitarbeiter der „Hamburger Nachrichten“ stellte sich der Mann vor.

„Ah! . . . also ein Kollege vom Erlanger-Blatt! Nun, wie befinden sich denn Sr. Durchlaucht der Eisener?“

„Danke! den Umständen gemäß“, meinte der Kollege kühl. —

„Darf ich fragen, wohin Sie Ihr Weg führt?“ wagte ich zu bemerken.

„Ich . . . äh . . . mache einen kapitalistischen Spaziergang.“

„Einen Kapi . . . ? Ei, der Tausend! das ist mir interessant. Da würden Sie mich sehr verbinden, wenn Sie mir gestatten wollten, Sie zu begleiten.“

„Angenehm“ erwiderte der Kollege von der andern Richtung höflich, wenn auch nicht herzlich.

„Und wohin zielt denn Ihr kapitalistischer Spaziergang?“

„Es handelt sich darum, dem Proletariat ein auszuweichen. Ich möchte zeigen, daß die auf Arbeitsverfälschung, Lohnerhöhung und Streiken erpichte Arbeiterklasse nichts anderes, als ein faules, rohes, undankbares Gesindel ist. Und ich möchte zeigen, daß unser Bürgerthum, unser braves, besitzendes Bürgerthum, nicht — wie die Sozialdemokraten behaupten — die ausbeutende, sondern die ausgebeutete Klasse ist, und daß also die gegenwärtige Regierung geradezu sündhaft handelt, wenn sie dem bewährten schneidigen System Bismarck-Puttkamer den Laufpaß giebt und mit der Arbeiterbewegung liebäugelt.“

„Das ist ja außerordentlich interessant, versehte ich; und wie gedenken Sie denn, dieses Beweis-Kunststück fertig zu bringen?“

„Habe ich schon fertig gebracht. Soeben habe ich eine Geschichte erfunden, welche in fahstlicher einschmeichelnder Form jene Gedanken darstellt. Ich befinde mich auf dem Wege zur Redaktion, um daselbst die Geschichte zum Drucke zu fördern.“

Begierig sprach ich: „Dann würden Sie mir keine größere Freude erweisen können, als die, Ihre Geschichte, die ja reizend sein muß, jetzt unterwegs zu vernehmen. Wie ist denn ihr Titel?“

„Im Zeichen der Streiks. Ein Zeitbild. — Ein Arzt hat von seiner feinstreichen Tante ein Haus geerbt.“

„Aber bitte, unterbrach ich den kapitalistischen Dichter, erzählen Sie doch nicht so kurz und trocken, sondern anschaulich, gerade so, wie Sie schreiben werden; sonst geht mir ja der Hauptgenuß verloren.“

Es sei! entgegnete der Dichter des Erlanger-Blattes, schweig ein Weilchen, um die Begeisterung so recht über sich kommen zu lassen, und begann dann: „Also, wie gesagt, der Arzt hatte das Haus geerbt — und nun würde ich in dichterischer Form folgendermaßen erzählen:“

Das Haus war, von innen und von außen gesehen, wenig mehr als ein muffeliger alter Kasten, mit dem einzigen Unterschiede, daß darin statt der Wotten die Menschen aus- und einliefen. Nur der große Garten mit seinen verschiedenartigen Blüthen und den gut gepflegten, sammetweichen Rasenplätzen, war allzeit gleich schön und anheimelnd. Und so waren es denn vornehmlich dieser Schatten und diese Rasenplätze, die den Arzt bestimmten, seine Wohnung nach dem ererbten Grundstücke zu verlegen, denn er ist Vater von drei hübschen kleinen Kindern, und man weiß, kleine Kinder und schattiger Rasen gehören zu einander. Vor der Uebersiedlung sollte das Haus jedoch durch einen ausgiebigen Umbau so behaglich eingerichtet werden, als es nur immer angehen wollte. Ein Bauunternehmer war bald gefunden, die Kostenfrage bald gelöst und die Anfangswoche des April 1890 als Termin für die Fertigstellung des Neubaus kontraktlich vereinbart. Der neue Grundbesitzer interessirte sich aus zwei ganz besonderen Gründen für diesen Termin. Zunächst hatte er seine bisherige Wohnung bereits gelündigt, sodann wollte er als galanter Ehemann den Geburtstag seiner Frau, der in die Anfangswoche des April fiel, schon in dem neuen Hause feiern.

Im Februar lud mich der Arzt, mit dem ich befreundet bin, ein, gemeinsam mit ihm die Fortschritte des Umbaus in Augenschein zu nehmen. Er war förmlich in gehobener Stimmung. Es sei ein merkwürdig Ding um so einen Frieden Erde als Eigenthum, sagte er unterwegs mit ganz glücklichem Gesicht. An jedem Regen, der niedergeht, knüpfe sich ein ganz besonderes Empfinden, jeder Sturm, der über die Dächer braut, wecke ein ausgeprägteres Gefühl, jeder Sonnenblick, der das winterliche Grau durchbringt, werde eine besondere Art Hoffnung bei dem Grundeigentümer. Wird der Regen die Keime fördern, wird der Sturm dein Dach verschonen, wird die Sonne die Triebkraft deiner Bäume wecken, — das fragt sich zwar auch der zur Niethel Lebende, doch auf eine ganz andere Art als der Grundbesitzer, der in einem so ganz besonderen Bezuge zu der Natur stehe, zwar erhöhte Lasten aufgeladen habe. . . .

„Er arme Kapitalist!“ warf ich ein, worauf der Erzähler fortfuhr:

„Aber auch das Bewußtsein eines erhöhten Empfangens mit sich trage.“

„Das wollte ich meinen!“

So sprach er auf mich ein und ich gab ihm recht. Ob er wirklich in Rechte, können wohl nur wieder Grundbesitzer entscheiden, zu denen Schriftsteller bekanntlich nicht gehören.

Der Wagen hielt. Obwohl der Himmel grau, war es noch leidlich hell, die Straßenlaternen sogar noch nicht einmal angebrannt. Gleichwohl feierten in und vor dem Hause meines Freundes alle Hände, richtiger gesprochen, man sah überhaupt keinen Menschen am Bau.

*) Der Mann hat Wort gehalten. In den „Hamb. Nachr.“ vom 18. Mai steht die folgende Erzählung Wort für Wort.

„Welche Unverschämtheit von den Händen!“

Die Fensterhöhlen, die Türen, die Souterrainöffnungen, alles klappte schwarz oder war mit Brettern verlegt. Man hätte an eine stattgefunden Beschädigung denken können, aber mit recht großen Augen.

Wann wird denn hier Feierabend gemacht? wandte sich mein Freund an einen Mann im Arbeitsittel, der scheinbar gleichgültig bei unserer Annäherung herangekommen und stehen geblieben war. Der Beiragte sah den Anderen groß an, wie Finen, mit dem man wegen seiner bodenlosen Unwissenheit nur Mitleid haben könne.

„Und da hatte er nicht so Unrecht!“

Dann sagte er kurzweg: „Beet So denn nicht, mein liebe Mann, dat de Muurlied freidit?“

Richtig. Ich hatte ja davon gelesen, nur nicht daran gedacht, meinem Freund jedoch, in seiner Vielbeschäftigung, war die Sache neu. Sie machte großen Eindruck auf ihn.

„Begrifflicher Weise! Denn nun war es ja mit der Geburtstags-Bowle Üffig.“

Wortlos traten wir an die Umzäunung des Gartens und stellten uns auf die Fußspitzen, um wenigstens zu sehen, wie es im Hintergebäude aussieht. Doch auch hier war das Ausschauen nicht weit her. Gleich das Haus vornen einem beschlossenen Kastell, so war es hinten herum um nichts besser bestellt. Der einzige Unterschied bestand darin, daß das Haus vornen wie mit Bollwerkeln, hinten aber wie mit Sprenggeschossen behandelt aus sah.

Mein Freund suchte den Baumunternehmer auf.

Wie wird es mit dem Besetzen meines Hauses im April werden? redete er ihn an.

Der Unternehmer suchte die Äpfeln.

Es ist Aussicht auf Beilegung des Streiks vorhanden, sagte er kleinlaut. Im Uebrigen habe ich für Sie ohnehin mehr gethan, als für irgend einen meiner Auftraggeber. Denn während bei allen anderen gefeiert wird, wird bei Ihnen wenigstens im Innern des Hauses gearbeitet.

Im Innern? Ei, davon haben wir aber gar nichts gesehen, obwohl wir rund um das Haus herum gegangen sind.

Das glaube ich Ihnen gerne, gab der Unternehmer zurück, die zwei zuverlässigen älteren Leute, die in dem Treppenhause Kacheln legen sollen, fangen überhaupt erst zu arbeiten an, wenn die Anderen zu Bett gehen, oder sicher in der Kneipe sitzen. Haben Sie denn nicht den Streikermachtposten gesehen, der in der Nähe Ihres Hauses tagsüber anspricht, ob Jemand zur Arbeit kommt?

„Sie sind ja ein wahrer Künstler, unterbrach ich den kapitalistischen Dichter. Welch ein ergreifendes Bild: Das rohe Arbeitsvolf ist widerspenstig gegen seine Brotherren, will keine zehn Stunden arbeiten und obendrein nicht dulden, daß andere — wie sie sagen, zuverlässige ältere Leute — für den Unternehmer schuften. Drum stellt es Posten aus, die den Streik überwachen sollen. Aus Angst vor diesen gefährlichen Individuen, die ja zu Allem fähig sind, halten sich die arbeitslustigen „zuverlässigen, älteren Leute“ dem Schauplatz des Streiks fern. Aber heimlich, bei Nacht und Nebel, während das rohe arbeitsscheue Pöbel — wie Sie treffend bemerken — „sicher in der Kneipe sitzt“ oder die faulen Knochen im Bette wälzt, schleichen die Biedermänner — sonst Streikbrecher genannt — herbei, um sich für den lieben guten Unternehmer abzurufen. — Das haben Sie sein eronnen! Thränen des Mitleids mit sich selbst müssen bei dieser Vorstellung dem Kapitalisten ins Auge treten; und zugleich muß dieses Auge großen über einen Staat, welcher das Sozialistengesetz abschaffen will und den eisernen Kanzler sowie den schneidigen Streik-Erlasser und Beschürmer „pflichttreuer“ Beamten hat gehen heißen. — — — Aber verzeihen Sie diese Unterbrechung und fahren Sie gütig in Ihrer Erzählung fort. Also der Streikermachtposten!“

Der Streikermachtposten! Das also war der Mann, der bei unserer Anfahrt vor dem Hause meines Freundes anscheinend so gleichgültig an uns herangetreten war!

Mein Freund bat den Unternehmer, seinen Leuten nach Kräften entgegen zu kommen und auf ihre Forderungen einzugehen, damit zu dem bedungenen Termine das Haus wenn schon nicht bis auf den letzten Wassersteier fertig, so doch überhaupt bezugsbar gemacht wäre. Die Mehrkosten wollte er gerne tragen. Der Unternehmer suchte die Äpfeln. Er sei ohnehin schon weiter gegangen in seinem Anerbieten als einer seiner Kollegen, doch die Arbeiter erklärten abtheilungsweise Vereinbarungen durchaus nicht eingehen zu können. Alle für Finen, oder u. f. w. u. f. w.

Hier pustete der kapitalistische Dichter, als versagten ihm vor Entrüstung die Worte. Dann fuhr er fort:

Im März trafen wir uns wieder. — „Das Haus dürfte am Geburtstage meiner Frau mit Ach und Krach gerade fertig sein, rief mir mein Freund schon von weitem zu, aber eben nur das Haus. Dafür sieht es mit dem Garten grünlich aus. Da haben sie Alles von Unterst zu Oberst gefehrt und just da die Gärtner damit beginnen sollten, das Oberste wieder nach Unten zu legen, hat die wiederum die Streiktarantel gestochen!“

Also die Gärtner! Das ist zwar unangenehm, aber kein Unglück. Am Ende kann man ja auch ohne Magnolien leben und ohne Rosen fröhlich sein. Das fand auch mein Freund und mit den Worten „und nun erst recht auf ein fröhliches Wiedersehen bei der Geburtstagsbowle meiner Frau!“ gingen wir auseinander.

„Ich merke schon — warf ich ein — es ist eine Geburtstags-Bowle mit Hindernissen. Wie wär's, wenn Sie als Titel wählten: „Im Zeichen der Streikes oder die Geburtstags-Bowle mit Hindernissen“? — Trotz dieser Hindernisse aber behält der wackere Bourgeois den Kopf oben und verzichtet „nun erst recht nicht“ auf die Bowle.“ Das ist brav! — Aber bitte, fahren Sie fort.

Aber schon nach einigen Tagen kam eine Postkarte mit einer unumwundenen Abgabe: „Die Geburtstagsfeier im neuen Hause ist endgültig aufgegeben. Die Gärtner sind zwar wieder angetreten, dafür aber haben jetzt Maler und Anstreicher die Arbeit eingestellt und das Haus sieht aus, wie ein Hofe, dem man theilweise das Fell abgezogen hat. Wir wollen dafür nachträglich um so vergnügter sein, doppelt vergnügt, nicht wahr, mein Alter?“ so schloß der Brief.

Ihr Bourgeois erhält allmählich einen geradezu heldenhaften Ansitz. Erst streifen die Maurer, dann die Gärtner und nun drehtens die Anstreicher. Der Bourgeois muß also das Feld räumen. Aber der Held verzichtet keineswegs auf die Geburtstags-Bowle, sondern denkt:

Aufgehoben ist nicht aufgehoben, und hinterher ist man doppelt vergnügt.“

Ich beeilte mich, meinem Freunde zu betheuern, daß er unbedingt auf mich zählen könne.

„Das war edel von Ihnen! Sie haben Recht: einen Freund läßt man nicht im Stich, am allerwenigsten bei einer feinen Geburtstags-Bowle.“

Nebenbei war ich jedoch nicht frei von Sorge. Wir standen ja am Ausgang des März, wenige Wochen also noch vor dem, diesmal in doppeltem Sinne so unerfreulichen Mai-termine. Die alte Wohnung war gekündigt, und wenn die neue noch nicht bezugsbar gemacht, wohin sollte mein Freund sich wenden? Der aber beruhigte mich mit seinem guten Humor. „Das Dach sitzt auf und Türen und Fenster klappen auch. Somit wird Mitte April eingezogen und wenn es Schusterjungen regnen sollte!“ Das waren seine Abschiedsworte und dabei blieb es. Und als wir uns so um den Zwanzigsten herum wieder trafen, zwinkerte er gar lustig mit seinen trennen hellen Augen und, indem ein vergnügtes Lachen sein gutes breites Gesicht überlief, rief er mir zu: „Eigen schon innen. Famose Bude das. Meine Kragen schlafen wie die Köpfe in ihrer neuen Stube und meine Nenni (Nenni ist nämlich das Intimitäts-Diminutiv für die Frau Doktor!) auch. Nächsten Sonntag also die bewusste Bowle! Wird ein Hauptspäß werden. Kommen alle möglichen Leute. Also gleichfalls pünktlich kommen und durchaus nicht im Nobelhaus. Bitte mir das entschieden aus. Straßentotete Bedingung, einzigste aber unumstößlich!“

Und damit war er mit einem stillen und vergnügten Lachen, das etwas von einem Schelm an sich hatte, dem ein gar feiner Streich gelungen ist, wieder um die Ecke. Und so kam der Sonntag. Wider Willen hatte ich mich verspätet und kam zu einer Stunde, die schon zu spät war für das Mittagessen, aber immer noch früh genug für die Bowle. Das Haus war nicht wieder zu erkennen, so schmund sah es aus. Aus dem Rahmen des ersten Grüns, das die hellen Wände von allen Seiten umgab, guckte es heraus, wie ein frisches Mädchenangezicht aus einer nagelneuen Morgenhaube.

Ich klingelte. Eine niedliche Magd öffnete.

„Ei, Sie Schäfer Sie! Sie haben wohl gar die Schöne in die Baden gekniffen? Ja, so gehört es sich! Wenn man in ein feines Haus geladen wird, weshalb soll man dann bloß Augen für die prunkvolle Einrichtung haben? Ist nicht solch eine niedliche Magd oft die Perle des Inventars? Also die niedliche Magd öffnete; erzählten Sie weiter!“

Die Herrschaft zu Hause?

Alles im Garten.

Unnütze Frage, das hätte ich mir selber sagen können, denn von der Gartenseite her erscholl lautes Gelächter und ein Gewirre von Stimmen. Die Geister der Bowle waren also schon am Werke. Ich durchschritt den Korridor. Häßlich wie das Kneipen war auch das Innere des Hauses. Alles gestäpelt, der Boden parkettirt, an den Wänden gute Kupferstiche, selbst hier im Durchgange, — ei, der Mensch versteht zu wohnen.

„Da läuft Ihnen wohl das Wasser im Munde zusammen?“

Beim Eintritt in den Garten empfing mich ein überrothendes Bild. Da war ein Duzend männlicher und weiblicher Personen in Arbeitsitteln, mit Hardtöpfen in der einen, und schweren Anstreicherpinseln in der anderen Hand in emsiger Thätigkeit. Die Finen waren beschäftigt, das Gitterwerk mit Schwarz zu überziehen, die Andern überstrichen Gartenbänke und Tische mit dem giftigsten Schweinefartergrün. Zwei Männer standen auf Leitern und pimelsten an den Fenstersimfen — und alles das geschah in der lustigsten Weise, unter Scherzreden und neckenden Zurufen, und unter häufig wiederkehrenden Heiterkeitsausbrüchen. Einen Augenblick schien es, als wäre ich in eine ambulante Anstreicher- und Malertruppe mitten hineingerathen, die eben erst die Zusage einer 150prozentigen Lohnenerhöhung gegen ein dreistündiges Maximalarbeitsmaß zugesichert erhalten hat, und nun daran ist, ihren Arbeitgeber weiblich zu verlassen.

„Haha! Famoses Bild! Das wirkt, das heit so recht gegen die verfluchten Arbeiter . . . Kss! Kss! — Sie sind ein brillanter Agitator! 150prozentige Lohnenerhöhung . . . dreistündiges Maximalarbeitsmaß . . . Arbeitgeber weiblich verlassen . . . großartig!“

Einer der beiden Männer in vielfach besticktem Drillichittel, eine blaue, lähn aus' Ohr gehobene Papiermütze auf dem Kopfe, der auf einer der Leitern gestanden, kam jedoch mit einem wahren Ungehäm von einem Vorstempel in Händen, sogleich auf mich zu und führte mich lachend in die Wirklichkeit ein. Es war der Arzt, mein Freund, der Hausherr selbst. „Nimm mir den Späß nicht übel“, rief er, mir seine blau-grün besprenkelte Rechte zum Willkommen entgegenhaltend, „aber der Späß ist für mich im Grunde vertauselter Ernst. Die Maler und Anstreicher streifen nämlich noch immer und wer weiß für noch wie lange. Da habe ich gedacht, wozu hätte man denn Freunde, wenn sie einen nicht in der Noth aushelfen sollten, und so war die Einladung zur Bowle eigentlich nichts anderes als eine maskirte Einladung, mir meinen nackten Garten ein wenig auf den Glanz herstellen zu helfen. Es war, wie ich ja reuig zugeben will, das gewiß eine recht niedrige That von mir, aber wir leben leider nun einmal im Zeitalter des Gemeinen. . .“ Und dabei lagte der Schalk, daß es ganz unmöglich gewesen wäre, ihm gram zu sein, auch wenn man es hätte wollen, was mir aber begrifflicher Weise ganz und gar nicht in den Sinn kam. Und die Andern, nämlich die Genossen des lustigen „Reinfalles“ ringsumher lachten mit, und ich beeilte mich, in die Heiterkeit mit einzustimmen, und als spät am Abend die Sonne sank, da hatte ich die rückwärtige Seite einer Stuhls, die bei meiner Ankunft noch ganz holzbraun gewesen, so wunderbar grün angestrichen, daß ich empfand, wie auch ich ein volles Anrecht erworben habe, theilzunehmen an der allgemeinen Lohnaufbesserung, die unser Arbeitgeber aus freien Stücken in Gestalt einer Extrabowle anrücken ließ.

Der Sonntag hatte sich schon recht ansehnlich dem Montag genähert, als wir auseinander gingen. „Wir Gegenwarts-menschen sind viel zu weichlich und viel zu verwöhnt geworden“, sagte unser launiger Gastfreund zum Abschiede.

„ . . . Und das war sehr gut gesagt von dem Herrn Doktor. Ja wohl, wir Bürger sind die eigentlichen Gegenwarts-menschen. Die millionenföhrige Masse zählt gar nicht. Drum wollen wir immer stolz sagen: Der Staat, das sind wir — die Bourgeoisse! — Doch verzeihen Sie die Unterbrechung. Wie sagte denn der Herr Doktor weiter?“

Bei allen Fortschritten, die wir in der Wissenschaft und auch sonst gemacht, haben wir uns in ein Abhängigkeits-Verhältnis hineingelegt, wie es unsere Altvordern sich niemals haben träumen lassen. Zu allem, was wir für unsere Bequemlichkeit und Nothwendigkeit brauchen oder doch zu brauchen vermeinen, rufen wir immer erst fremde Hülfe an. Thäten wir es in manchen Dingen so, wie wir es heute mit den Mal- und Anstreicherarbeiten gethan, buken wir unser Brot selbst im Hause, webten unser Zeug, nähten unsere Leinen und so fort, es sollte

den Herren Streikregisseuren wahrhaftig nicht so leicht werden ihr Unwesen so wie jetzt zu treiben.“

„Bravo! Das ist eine geniale Idee! Das wäre in der That ein Mittel, um das begehrliche Proletariat fester zu machen. Wohlstan, Kapitalisten, emanzipirt Euch von Euren Arbeitern! Arbeitet selber! Baut eigenhändig eure Häuser, webt und näht eure Kleider, dreht eure Maschinenräder! Dann seid ihr unabhängig von den Streikregisseuren; dann kann es vom Pöbel nicht mehr heißen:

„Alle Räder stehen still,

Wenn dein starker Arm es will.“

Man stimmte dem resoluten Manne bei und schied mit dem Versprechen, am Abend des zweiten Montags im Mai sich wieder zusammenfinden zu wollen, an dem an Stelle der verschobenen Geburtstagsbowle der Frau Doktor eine solche Bowle zu Ehren des Geburtstages des ältesten Söhnleins, der auf diesen Tag fiel, nachgeholt werden sollte.

„Das ist wahrhaft rührend! Ja, in unserm Bürgerthum steckt eine firtliche Hoheit, die wohlthuend abstricht gegen die pöbelhafte Gesinnung des Proletariats.“

Zur Philosophie des Elends.

P. E. Eine beliebte Uebung des moralischen Spießbürgers ist es, über das Elend in der Welt zu jammern. Wie entsetzlich! Er hat einen anständigen Rock, und wie viele, viele Menschen giebt es, welche keinen anständigen Rock haben! Er ist gut und trinkt gut, und wie viele Menschen haben gar nichts zu essen zu trinken!

Es macht keinen Unterschied, ob das Jammern von den entsprechenden Handlungen begleitet ist oder nicht; der eine beschränkt sich auf seine sentimentaln Redensarten, der andere ist außerdem noch „wohlthätig“; die Wohlthätigkeit ist indessen ein Luxus, den sich verhältnismäßig nur wenige gestatten. Der Effekt ist, wie gesagt, in beiden Fällen derselbe; denn weder durch das Jammern, noch durch die Wohlthätigkeit kann man das Elend aus der Welt schaffen; und das Ganze hat meist weiter keinen Zweck, als die eitle Persönlichkeit des Spießbürgers an's Licht zu stellen.

Es ist überhaupt die Frage, ob ein Grund vorhanden ist, über das Elend zu jammern; mit andern Worten: Ist das Elend ein Uebel?

Der schlaue Bourgeoisphilosoph ist natürlich gleich bei der Hand. „Natürlich ist es ein Uebel! Das Glück besteht in Lustempfindungen. Das Elend hemmt aber die Lustempfindungen und verursacht Unlustgefühle.“

Selbst wenn man diesen Beweis für richtig hielte — und er ist unrichtig — so wäre doch damit nur bewiesen, daß das Elend für den Einzelnen ein Uebel wäre. Damit ist noch nicht gesagt, daß es auch ein Uebel für die Gesellschaft ist. Freilich, wenn man nach der Manier der bürgerlichen Philosophie die Gesellschaft als die Summe aller Einzelnen auffaßt, so kann man sagen: Was für den Einzelnen gilt, das gilt um den betreffenden aliquoten Theil auch für die Gesellschaft; was dann sehr hübsch mathematisch und hauptbuchmäßig ist. Aber die Gesellschaft ist etwas anderes, als die Summe der Einzelnen. Sie ist ein selbstständiger Organismus, welcher eigenen Gesetzen gehorcht und eigene Empfindungen hat; sie gehorcht nicht den Gesetzen, welchen der Einzelne unterthan ist, und hat nicht die Empfindungen der Einzelnen.

Das Elend, gesellschaftlich betrachtet, ist der Antriebs zum Fortschritt. So lange es dem Menschen gut geht, hat er natürlich keine Veranlassung, sich nach Veränderung zu sehnen, er ist „zufrieden“. So ist das Vieh auf der Weide auch zufrieden. Es wird des Morgens ausgetrieben, des Abends eingetrieben, dann wird es gemolken, und am Ende geschlachtet. Das ist sein Loos, und darin fühlt es sich zufrieden. Elend unter den fatten Hauschieren existirt nicht.

Sobald der Mensch Elend empfindet, ist ihm auch der Grund gegeben, weiter zu streben. Das Elend ist das revolutionäre Element in der Geschichte, der Antriebs zum Fortschritt, das Bewegende des geschichtlichen Lebens, es macht die Geschichte.

Der Spießbürgerinstinkt ist bewundernswürdig, wie er in seinem unklaren Drange das Richtige trifft. Das Elend bejammern und lindern, ihm möglichst seinen Stachel, seine revolutionäre Kraft rauben, ohne doch an seiner Grundlage etwas zu ändern — welche bessere Politik kann es für diese Leute geben? Wäre es möglich, sie möchten eine Klasse sich glücklich fühlender Kulis schaffen. Das Huhn im Topfe ist zuweilen ein besseres Unterdrückungsmittel wie der Gensdarm.

Das Huhn im Topfe kostet den Bürger freilich Geld und er möchte gern die Sache so billig wie möglich haben. Und ein feiner Psycholog, wie er ist, sobald es sich um seine Interessen handelt, kommt er bald auf die richtigen Sprünge.

Das Elend ist nichts Objectives, nichts, was da ist und nun empfunden wird; es ist nur eine Relation, eine Beziehung; eine Beziehung des Menschen zu seinen Verhältnissen. Was ein Rothschild Elend nennt und als Elend empfindet, ist etwas ganz anderes, als was der Arbeiter als Elend empfindet. Das Huhn im Topfe versucht nun eine Bestimmung auf die eine Seite des Verhältnisses auszuüben. Wenn die umgebenden Bedingungen besser werden, so verschwindet das Elend. Eben so gut kann man aber auch auf die andere Seite des Verhältnisses einwirken: man kann eine Veränderung im Menschen zu stande bringen, so daß er das nicht mehr als Elend empfindet, was er vorher empfunden hat. Man nennt das „dem Arbeiter Zufriedenheit mit seiner Lage verschaffen.“

Die Huhn-Methode und die Zufriedenheitsmethode erscheinen beide gleich geeignet, zum Ziel zu führen. Beide

nehmen dem Elend seinen geschichtlichen, gesellschaftlichen Werth, seine Kraft.

Die Mittel, durch welche man die Menschen zufrieden macht, sind verschiedenartig. Am billigsten sind die Hoffnungen; diese bringen sogar zuweilen noch etwas ein; wenn z. B. der christliche Staat noch immer Lotto spielt, trotzdem die moralische Entrüstung der gesamten Spielbürgererschaft ihn deshalb verurtheilt, so weiß er ganz genau, was er thut. Das Lotto ist ein Mittel, das Elend abzustumpfen; und ein Arbeiter, der sich dem Lotteriespiel ergeben hat, wird so leicht nicht Sozialdemokrat werden. Wenn die Bourgeoisie seit einigen Jahrzehnten wieder fromm geworden ist, so hat sie dafür gleichfalls ihre sehr guten und vernünftigen Gründe; denn mit den Hoffnungen auf ein jenseitiges Glück kann man gar manchen Unzufriedenen vielleicht zufrieden machen. Auch der Schnaps, namentlich der fuselhaltige, preussische ist ein vorzügliches Zufriedenheitsmittel. So lange der Proletarier sein Elend im Schnaps vergißt, denkt er an keine Sozialdemokratie.

Wenn man uns mit einem ganz tödtlichen Vorwurf treffen will, so wirft man uns vor, daß wir die Arbeiter mit ihrer Lage unzufrieden machen. Das ist das Schlimmste, was man von uns zu sagen vermag. Denn natürlich, so ist die bürgerliche Logik, wer unzufrieden ist, fühlt sich unglücklich; es ist aber besser, wenn der Mensch sich glücklich fühlt (der Mensch, nämlich der abstrakte Bourgeois), also sind die Sozialdemokraten sehr schlechte Menschen; und Huhntheoretiker und Zufriedenheitstheoretiker bleiben sich um die Wette, über uns herzufallen.

Wir sind aber nichts als die Werkzeuge der Geschichte; wir wollen nichts, als die Steine wegräumen, die dem rollenden Wagen im Wege liegen. Und zu dem Zweck ist es allerdings nöthig, die Verkleinerungen zu entfernen, welche von den herrschenden Klassen über die Dinge gelegt werden.

Die Geschichte eines Spinners von Lille.

II.

Unser Spinner M. S. . . ist 1830 in Lille von Liller Eltern geboren. Sein Vater war Spinner, seine Mutter Wollwäckerin, beide arbeiteten in der nämlichen Spinnerei.

S. hatte kaum das vierte Jahr erreicht, als sein Vater starb, mit 5 Jahren trat er in eine Fabrik ein und verdiente bei einer Arbeitszeit von 16 Stunden pro Tag 1 Franc 50 Centimes pro Woche.

Die Leiden seiner Lehrlahre sind mit Stilltschweigen übergangen, aber es ist leicht, sich dieselben nach den obigen Ausgaben vorzustellen.

1850, 20 Jahre alt, avancirte er zum Spinner mit einem täglichen Verdienst von 3 Francs 95 Centimes. Bald darauf mußte er dem „Vaterlande“, d. h. der Kapitalistenklasse, seine Blutsteuer entrichten. Er ward unter die Soldaten gesteckt, nahm an den Feldzügen theil, durch welche Bonaparte der Kleine seinen Banditenstreich vergeblich machen wollte, und kehrte 1858 verwundet in die Heimath zurück.

In Folge seiner Verwundung, die ihn zum Krüppel machte, konnte er sein altes Metier als Spinner nicht wieder aufnehmen, er fand jedoch als Spuler auf Stückarbeit zu Hause Beschäftigung und verdiente pro Tag 2 Francs, später 2 Francs 50 Centimes. 1861 verheirathete er sich.

Bei seiner Verheirathung besaß er nichts, als die Kleider, welche er auf dem Leibe trug. Seine Braut, ein ehemaliges Dienstmädchen, nannte jedoch etwas Wäsche, Kleider und Möbel ihr eigen, die zusammen einen Werth von 225 Francs repräsentirten.

Das erste Jahr der Ehe war gut. Mann und Frau arbeiteten zusammen, schlugen sich nicht nur bei bescheidensten Ansprüchen durch, sondern schafften etwas Wäsche an, gestatteten sich den Luxus von Vorhängen und konnten sich dann und wann eine Landpartie gönnen.

1863 hat der Mann es auf einen Wochenverdienst von 18 Francs (noch nicht 15 Mark) gebracht, die Frau verdient als Wäscherin pro Woche 9 Francs. Bei 27 Francs wöchentlichen Einkommens gelingt es den Leuten eine kleine Summe zurückzuliegen, mittelst der sie sich eine Obligation der Stadt Brüssel kaufen.

1863 wird die Frau schwanger und kommt 1864 mit einer Tochter nieder, so daß ihre Arbeitskraft etwas vermindert ist. Trotzdem gelingt es der Familie die nöthige Kinderwäsche, Bettwäsche und einen Sonntagsanzug für den Mann anzuschaffen.

Mit einer zweiten Schwangerschaft 1865 und der Geburt eines Knaben 1866 nimmt der Verdienst der Frau fühlbar ab. Die Pflege zweier Kinder verhindert sie so gut wie ganz am Arbeiten, allein da der Mann dieses Jahr ausnahmsweise 4 Francs pro Tag, also 24 Francs (noch nicht 20 Mark) pro Woche verdient, so schlägt sich die Familie so gut oder schlecht es geht durch, ohne Schulden zu machen. Da jedoch die Ausgaben größer, die Einnahmen kleiner geworden sind, so kann weder vom Anschaffen von Kleidern, noch Sparen die Rede sein. Die Lage wird noch bedeutend verschlimmert durch die Geburt von Töchtern in den Jahren 1868, 1871, 1874 (dieses Kind stirbt nach fünfjähriger Krankheit), 1877, 1881.

1881 verdient der Vater 4 Francs 50 Centimes pro Tag, die Mutter ist durch die Pflege der Kinder ausschließlich in Anspruch genommen und kann gar nichts zur Vergrößerung des Wochenbudgets beitragen.

Die älteste Tochter hat das Schneidern erlernt und ist sogenannte „Hilfarbeiterin“, d. h. sie muß so viel wie

eine Vollarbeiterin schaffen, erhält aber nur das Drittel oder die Hälfte von deren Verdienst.

1881 verdient also der Vater pro Woche 27 Francs, die älteste Tochter 6 Francs und der Sohn, welcher als Drucker lernt, 4 Francs 50 Centimes, macht zusammen 37 Francs 50 Centimes.

Diese Summe muß den Unterhalt von 8 Personen decken, so daß auf den Kopf pro Tag 66 Centimes (50 Pf.) kommen.

In Folge der fünfjährigen Krankheit einer 1879 verstorbenen Tochter hatte die Familie Schulden machen und Unterstützung von der Armenpflege annehmen müssen. Aber auch nach dem Tode des Kindes waren Schulden unvermeidlich, wie folgende Uebersicht der laufenden Ausgaben zeigt:

Wohnungsmiethe pro Woche (2 Zimmer für 8 Personen)	6 Francs	—	Centimes
Brot (28 Kilo à 35 Centimes)	9	80	„
Fleisch (7 Kilo à 1 Franc 60 Centimes)	11	20	„
Gemüse	3	50	„
Kaffee, Chicorie, Zucker, Salz, Pfeffer	2	50	„
Kohlen und Petroleum	2	25	„
Wäsche, (Seife, Soda)	1	—	„
Milch, Bier, Eier, Schmalz, Butter, Tabak	3	25	„
Summa	39	Francs	50 Centimes
Ausgaben	39	Francs	50 Centimes
Einnahmen	37	Francs	50 Centimes
Defizit von	2	Francs	—

Die Ausgaben für Nahrung, Wohnung und Wäsche ergeben also ein wöchentliches Manko von 2 Francs, ein jährliches Defizit von 106 Francs.

Und wo bleiben die unvermeidlichen Ausgaben für Kleidung, wo bleiben die durchaus berechtigten Ausgaben für Erholung, Zerstreuung, Belehrung?

1888 tritt eine neue Verschlimmerung unserer Arbeiterfamilie ein. Im November dieses Jahres erkrankt der Vater an einer theilweisen Lähmung des Beines, welche eine Folge der für Kaiser und Vaterland erhaltenen Verwundung ist. Er muß 6 Monate lang das Bett hüten, und der Kapitalist, für dessen Fabrik er 28 Jahre lang gearbeitet hat, läßt sich nicht einmal nach seinem Ergehen erkundigen. Von Unterstützung ist natürlich noch weniger die Rede: Stirb oder verdorb, was geht das dem Brotherrn an, der seine Pflicht durch pünktliche Auszahlung des jedesmaligen Wochenlohnes erfüllt hat?

Erst 1889 läßt ihm der Fabrikant vorschlagen, seine Arbeit wieder aufzunehmen, vorausgesetzt jedoch, daß er dies unverzüglich thue. Da es dem Mann absolut unmöglich war, nach der Fabrik zu gehen, ließ er den Herrn bitten, ihm die Arbeit zu Hause verrichten zu lassen; der Kapitalist wollte hierauf nicht eingehen und so blieb der Arbeiter ohne Beschäftigung.

Was soll nun aus dem Manne werden, der 28 Jahre lang für die nämliche Fabrik gearbeitet hat, ohne sich auch nur einen einzigen Resthof, ein einziges Vergehen zu Schulden kommen lassen?

Die Familie, welche er groß gezogen, zerfällt sich mehr und mehr und kann fast nichts für ihn thun. Sein 24-jähriger Sohn hat sich verheirathet, seine Frau sieht ihrer Niederkunft entgegen, und bei einem Tagelohn von 4 Francs ist es ihm unmöglich, dem Vater zu Hilfe zu kommen. Auf Unterstützung der beiden ältesten Töchter von 26 und 22 Jahren, beide Schneiderinnen, kann der Mann auch nicht rechnen, da dieselben im Begriffe stehen, sich zu verheirathen. Im Hause bleibt noch eine Tochter von 19 Jahren, Korsettmacherin, eine Tochter von 13 Jahren, welche ihre Lehrzeit durchmacht, und ein 9-jähriges Mädchen, das noch die Schule besucht.

Die berühmte Obligation der Stadt Brüssel ist verkauft worden, um die Kosten der Verheirathung und Einrichtung des Sohnes zu bestreiten. An Einkünften verbleiben der fünfköpfigen Familie die 10—12 Francs Wochenverdienst der Korsettmacherin und 2 Francs der dreizehnjährigen Tochter, im günstigsten Falle also 14 Francs, d. h. 40 Centimes pro Tag und pro Person. Unnötig ist wohl, hinzuzufügen, daß weder das neunjährige Kind, noch die durch die vielen Geburten und harte Arbeit gealterte Mutter etwas verdienen.

Was bietet der Fabrikant, welcher die Kräfte des Mannes 28 Jahre hindurch abgenutzt hat, was bietet die Gesellschaft der Familie? Offenbar nichts als den Vettelsack in dieser oder jener Form.

In ihrer Einsamkeit bilden diese dürren, nackten Thatsachen aus einem Proletarierleben ein breites Dementi der Phrase, daß jeder durch Muth, guten Willen, Arbeitsamkeit und „gute Führung“ seines Glückes Schmied sein könne. Sie sind nur eine Seite aus dem großen Schuldbuch, wo das Soll und Haben des Proletariats geschrieben steht. Und dieses Blatt ist mit Blut und Thränen geschrieben, und dieses Blatt ist kein einzelnes Blatt, es wiederholt sich vielmehr hundert und tausend, ja hunderttausend und millionen Mal.

Aber wie erscheinen Thatsachen dieser Art gegenüber die Theorien der Dunder, Hirsch und anderer Unterschulke-Deliquente von Selbsthilfe und Sparen? Münchhausenfaden, welche glauben machen möchten, daß sich jemand an seinem eigenen Poppe aus einem Sumpfe ziehen kann!

Die Petition der Berliner Maurer.

(Eingefandt.)

Im Mai v. J., also jetzt vor einem Jahre, wandte sich die „Freie Vereinigung der Maurer und Fachgenossen Berlins“ (Mitgliederzahl damals 4000) an den Magistrat der Stadt Berlin mit folgender Petition: Die städtischen Behörden mögen beschließen und anordnen:

a) Die Ausführungen bei städtischen Bauten werden fernerhin, mit Umgehung von Unternehmern und ohne Submission, von Arbeitern und Arbeitergruppen unmittelbar unter Leitung von städtischen Baubeamten ausgeführt.

b) Die Bezahlung dieser Arbeiten erfolgt nach festen, mit den Arbeiterkorporationen auf Grund eines Mindestlohnes vereinbarten Preisen.

c) Es wird für die Ausführung der Arbeiten ein neunständiger Arbeitstag als Regel angenommen und eingehalten.

Von dieser Petition ist seit der Zeit nichts mehr zu hören gewesen. Weder ist dem Einsender der Petition eine Antwort geworden, noch hat man gehört, daß in den städtischen Körperschaften über dieselbe irgendwie verhandelt worden ist. Doch scheint uns die Sache von so großer Wichtigkeit, daß sie wohl einer sehr eingehenden Erwägung werth erscheint.

Was die Petition verlangt, ist durchaus nichts Neues oder Ungewöhnliches. Es ist einfach die Rückkehr zum Regiebau, wie er früher sehr viel üblich war, und erst seit neuerer Zeit zu gunsten des Unternehmerbaues mehr und mehr verlassen wurde. Wir glauben nicht, daß das zum Vortheil der Bauausführungen oder der städtischen Interessen geschehen ist, und wird dies in der eingereichten Petition des Ausführlichen begründet.

Wenn zur Zeit, als die Junstordnung noch bestand, gewisse Bauarbeiten nur von zünftigen Meistern ausgeführt werden durften, so war damals keine große Gefahr dabei, weder für städtische Finanzen noch für das Wohl der Arbeiter. Die Bauausführungen geschahen in der Regel in Tagelohn, so daß die bei den Bauten beschäftigten Arbeiter von Beamten genau kontrollirt wurden und der Meister den ortsüblichen Lohn neben einem gebräuchlichen Meistergelde erhielt. Die Gesellen arbeiteten nicht auf Stücklohn, hielten aber durch ihre nicht zu verachtende Junstorganisation auf das Innehalten von Lohn und Arbeitszeit. Daß dabei manche Mißbräuche unterliefen bei Vergebung der Arbeiten an besonders begünstigte Meister, ist nicht zu leugnen, und um diese Uebelstände zu beseitigen, entwickelte sich dann schon damals eine Art Submissionswesen, bei dem aber nur ein engerer Kreis der Zugelassenen in Betracht kam und das seinem ganzen Wesen nach, was die Maurer- und Zimmerarbeiten betraf, nur eine gerechtere Vertheilung der Arbeiten unter die einzelnen Meister bezweckte. Vielfach nahmen sie diese Regelung in ihren Junststüben vor, so daß eine gewisse Reihenfolge bei den Arbeiten eingehalten wurde. Die Erdarbeiten und andere Arbeiten, die einem zünftigen Gewerbe nicht zugesprochen werden konnten, wurden immer von der Bauverwaltung in Regie ausgeführt, indem man sie an Arbeiterkolonnen ohne Zwischenunternehmer vergab.

Für Maurerarbeiten galt es auch als Grundsatz, daß solche Arbeiten, auf deren gute Ausführung es besonders ankam, immer in Regie und auf Tagelohn ausgeführt wurden. Die Baumaterialien bezog die Bauverwaltung dabei immer aus erster Hand selbst. Was ihr die Güte und Preiswürdigkeit der angelieferten Materialien ohne Zweifel ganz sicher garantierte.

Erst ziemlich spät wußte sich das Privat-Unternehmertum auch bei uns in Deutschland der Bauausführungen zu bemächtigen, wie es schon lange in England der Fall gewesen war.

Dort hatte die Entwicklung des Bauwesens überhaupt einen ganz anderen Gang genommen, als bei uns in Deutschland. Bei uns war und ist noch heute der Staatsbaubeamte, der seine Studien in der vorgeschriebenen Art für den Staatsdienst gemacht und seine Examen abgelegt hat, der „Regierungsbaumeister“ der eigentliche Träger der Intelligenz im Bauwesen. Mit Ausnahme ganz vereinzelter Personen, die sich bei sehr hervorragender Begabung für einzelne Spezialfächer gleichfalls eine maßgebende Bedeutung erworben haben, sind alle anderen „Baumeister“, die diesen Bildungsgang nicht durchgemacht haben, bei uns als mehr oder weniger „minderwertige“ Elemente zu bezeichnen.

In England ist die Sache anders. Die Ingenieure und Baumeister erhalten dort ihre Ausbildung im Privatdienste und werden, soweit Staat und andere Körperschaften besondere Techniker gebrauchen, zu diesen Aemtern aus der Privatpraxis herangezogen. Dort sitzt der Schwerpunkt der Intelligenz in der Privattechnik.

Es ist ganz ohne Zweifel, daß auf beiden Wegen sehr brauchbare und hervorragende Baumeister und Ingenieure zu erziehen sind. Es wird sich hauptsächlich um die gestellten Aufgaben handeln, denn nirgends wie im Bauwesen kann man so sehr sagen: Es wächst der Mensch mit seinen Zwecken. Der Ingenieur macht sich seine Aufgaben nicht selbst, sondern sie werden ihm von den äußeren Verhältnissen gestellt.

Die Folge der Verschiedenheit war aber, daß, so wie bei uns der Regiebau vorherrschend war, in England von Anfang an die großen Gesamtunternehmer die Arbeiten ausführten. Es ist daher für den Unternehmerbau in England manches anzuführen, was bei uns nicht zutrifft.

Bald begann aber auch bei uns dieses System sich mehr und mehr zu verbreiten und fand bei den deutschen Baumeistern willige Förderer und Vertheidiger hauptsächlich wohl darum Grunde mit, weil es für die Bauverwaltung das bequemere ist.

Man hat mit den massenhaften Arbeiten, die die Organisation einer Baustelle macht, und die häufig sehr aufreibend und sehr ärgerlich sind, nichts zu thun, man hat es viel einfacher, den vornehmen Mann zu spielen, wenn man einen Unternehmer dazwischen schiebt, dem man die unangenehmen Arbeiten überläßt, den man dafür aber auch sehr hoch bezahlen muß.

Was für die Vertheidigung des Unternehmerbaues

angeführt wurde und noch heute angeführt werden kann, ist in der Petition der Berliner Maurer in folgenden Sätzen aufgeführt:

1. Es soll der Unternehmerrbau mit vorhergehendem Ausgebot an den Mindestfordernden ein Mittel sein, die notwendigen Arbeiten mit den geringstmöglichen Kosten in der verlangten Zeit auszuführen.
2. Es soll sich bei dem Kontraktabschluss mit einem leistungsfähigen Unternehmer der Vorteil ergeben, dass man die Kosten der Ausführung von vorne herein mit Sicherheit überschauen kann.
3. Es soll an dem mit der Ausführung betrauten Unternehmer eine technische Kraft, ein Mitverwalter gewonnen werden, der dem Unternehmer in seiner Ausführung zu Nutzen kommt und die Kenntnisse und Fähigkeiten der Baubeamten ergänzt.
4. Es sollen die Baubeamten durch die Thätigkeit des Unternehmers von den vielen Einzelarbeiten entlastet und ihre Kräfte mehr für die Hauptsache erhalten werden, wodurch man an Aufsichtspersonal zu sparen hofft.

Die Petition widerlegt nun diese vier Gründe, die für den Entpreisbau angeführt werden können, in kurzer, aber vollständiger Art. Sie zeigt, wie die angebliche Billigkeit der Bauten, die durch das Herabziehen bei den Submissionen erzielt wird, eine Selbsttäuschung ist, wie dadurch Puscharbeit, Betrug und oft gar noch Schlimmeres großgezogen wird, wie vor allem das Submissionswesen auf die Lage der Arbeiter geradezu verhängnisvoll einwirkt. Auch die vielen Beschwerden aus Unternehmerrkreisen, die man vergeblich zu beseitigen sucht, zeigen das Schädliche des Submissionswesens.

Besonders gerügt wird noch das Verfahren, das z. B. in Berlin bei der Ausführung der Kanalisation und auch anderen Arbeiten vorkommt, und welches man geradezu als „Unfug“ bezeichnet hat, daß nämlich die Beschaffung von solchen Arbeitern, die die städtische Bauverwaltung im Tagelohn bezahlt, an den mindestfordernden Zwischenunternehmer vergeben wird. Man setzt hier geradezu eine Prämie auf die Herabdrückung der Lebenshaltung der Arbeiter.

Dann wird gezeigt, wie die Vorherbestimmung der Kosten nur von der Güte und Vollständigkeit der Vorarbeiten abhängt, wie eine Submission und ein Vertrag mit dem Unternehmer erfahrungsmäßig bei unvollständigen Vorarbeiten kein Schutz gegen ganz gewaltige Ueberschreitungen der für den Bau vorgesehenen Summen ist.

Ferner ist nachgewiesen, daß der Unternehmer, wenn er bei uns überhaupt technische Fähigkeiten in's Feld führen kann, was nicht die Regel ist, diese Fähigkeiten zu seinem Vorteil und nicht zum Vorteil der Bauausführung ausnutzt; daß sich naturgemäß bei den durch Submissionen herabgedrückten Preisen ein Kampf zwischen Bauleitung und Unternehmer entwickelt, der in

der Regel zum Schaden der Bauausführung sich entscheidet, und um so eher sich so entscheidet, je mehr Fähigkeiten der Unternehmer mitbringt. Sie sind keine Stütze für die Bauleitung, sondern eine Gefahr.

Der Regiebau setzt freilich ein von der Bauverwaltung zu stellendes größeres Aufsichtspersonal voraus. Da aber das Personal auch beim Unternehmerrbau vorhanden ist, nur vom Unternehmer bezahlt wird, der sich die Kosten dafür doch mit Zinsen anrechnet, so ist dieser Vorteil nur scheinbar. Außerdem geht aber jüngeren Technikern der Bauverwaltung das Bildungsmittel, das der Regiebau ihnen giebt, verloren, sie kommen nicht enge genug mit der Praxis zusammen, was sich später rächt.

Der von den Berliner Künstlern gemachte Einwand, daß die „Meister“ ein Recht auf die Arbeit hätten, weil sie eben „Meister“ sind, ist nicht besonders berücksichtigt, weil es eine Widerlegung nicht erfordert.

So verlangt die Petition mit Recht die Wiedereinführung des Regiebaues in die städtische Bauverwaltung, die mit Vorteil für den Stadtsäckel verbunden wäre.

Daß man die Petition so lange ohne Verantwortung läßt, scheint zu zeigen, daß sie den städtischen Behörden wohl zu denken gegeben hat. Wohlwollen bringt man bei der ausgesprochenen kapitalistisch-manchesterlichen Richtung dieser Behörde der Petition nicht entgegen, man wird aber doch eine Entschliegung nicht vermeiden können, die dann von den Berliner Maurern schon richtig gewürdigt werden wird.

Produktion und Technik, Statistisches.

Konservenfabrikation. Der Staat Maryland ist der größte Produzent von Konserven in der Welt; in diesem Industriezweig ist ein Kapital von 10 000 000 Dollars angelegt, und circa 75 000 Personen beschäftigt. In den Konservenfabriken Marylands wurden im Jahre 1888 im Ganzen 24 000 000 Büchsen mit Äpfeln, 20 000 000 mit Obst und 36 000 000 mit Gemüse zum Vermarkt fertiggestellt.

Die ökonomisch-technischen Umwälzungen in der Landwirtschaft. Interessante Angaben über die Entwicklung der amerikanischen Landwirtschaft und den Einfluß ihrer Konkurrenz auf die österreichische Bodenkultur bringt das „Handelsmuseum“.

Die Weizenproduktion der Vereinigten Staaten stieg von den 1731 Mill. Bushels¹⁾ des Jahres 1860 und den 287.7 Mill. Bushels des Jahres 1870 bis 1880 auf volle 459.3 Mill. Bushels; die Bevölkerung nahm unterdessen derart zu, daß während in den Jahren 1860 und 1870 pro 100 Seelen 550, respektive 633 Bushels Weizen entfielen, sich im Jahre 1880 schon 916 Bushels analog ergaben. Innerhalb des Jahrzehnis 1870-80 wuchs der dortige Weizen- und Weizenmehl-Export von 52.2 Mill. Bushels auf 180.3 Mill. Bushels an. Ja, gehen wir auf den Beginn der Sechzigerjahre zurück, so sehen wir, daß die Weizenerte der Vereinigten Staaten Amerikas innerhalb 20 Jahren um 154 pSt., der

¹⁾ 8 Bushels = 1 Quarter (q) = 2.9 Hektoliter (hl)

Weizenexport aber um 4 111 pSt. gestiegen ist! — Blicken wir auf die österreichische Landwirtschaft, so zeigt sich bei ihr ein gewisser Umschwung, und man muß in mancher Hinsicht einräumen, daß sie die Marktconjunktur bald erkannt und den weniger lohnenden Körnerbau zu gunsten intensiverer Kulturen nach Kräften eingeschränkt hat. Oesterreich (Gisleithanien) erntete an:

Gegen Ende der Fünfziger Jahre im Durchschnitt	Im Jahre	
	1868	1888
Weizen	9,58 Mill. hl	18,27 Mill. hl
Kartoffeln	30,42 „ q	81,19 „ q
Futterrübe	8,09 „ q	23,85 „ q
Zuckerrübe	10,39 „ q	40,09 „ q

Die Bevölkerung Gisleithaniens betrug:
Im Jahre 1857 18,22 Mill. Seelen
„ 1869 20,39 „ „
„ 1880 22,14 „ „

So sehen wir, daß sich ganz unverhältnismäßig gegenüber der Bevölkerungszunahme und der Steigerung der Weizenerte der Gesamtuntertrag an Kartoffeln und Rüben (übrigens auch an Hopfen) erhöhte. Daß aber gerade die Kartoffel- und Rübenkultur so zunahm, deutet auf das Verlassen der alten Dreifelderwirtschaft und auf die innige Verbrüderung von Landwirtschaft und Industrie, in den Hauptvertretern der landwirtschaftlichen Industrie, Brennerei und Zuckerraffination hin.

Auch diese trocknen Angaben zeigen wieder recht anschaulich den internationalen Charakter der heutigen Wirtschaft und das unaufhaltsam siegreiche Vordringen der kapitalistischen, alle herkömmlichen Verhältnisse rasch umwälzenden Technik bis in die konservativsten Länder und Gewerbe hinein.

Die deutsche Auswanderung nach den überseeischen Ländern hat im Jahre 1889 eine Verminderung gegenüber den zwei vorhergehenden Jahren erfahren. Die Gesamtsumme war im Jahre

1889:	90 332 Personen
1888:	103 951 „
1887:	104 787 „

21 769 waren Kinder unter 14 Jahren, 19 313 jugendliche Personen von 14 bis 21 Jahren.

22 776 Emigranten kamen aus Süddeutschland, 3425 aus den mitteldeutschen Staaten, 57 957 aus Preußen, 5974 aus den übrigen norddeutschen Staaten, bei 127 ist die Herkunft unbekannt.

Die Verteilung nach Berufen zeigt nachfolgende Tabelle:

Land- und Forstwirtschaft	unter je	
	100 Auswanderern	von 100 Einwohnern
Land- und Forstwirtschaft	15.8	41.5
Industrie, Bergbau, Gewerbe	16.7	34.8
Handel und Verkehr, Gastwirtschaft	9.0	9.4
Lohnarbeit wechselnder Art und Dienstboten	24.9	5.0
Freie Berufsarten, öffentlicher Dienst	1.5	4.6
Ohne Beruf und Berufsangabe	32.1	4.7

Seit 1851 hat Deutschland mindestens 3 061 618 Einwohner durch Auswanderung verloren.

Briefkasten.

Warnsdorf. Ueber einen Herrn Albert Graf aus Berlin ist uns nichts bekannt. Vielleicht kann uns aber ein Leser über ihn informieren.

Empfehlung!

Unterzeichneter empfiehlt sich zum Verkauf der selbstverfertigten **Portraits von Bebel und Liebknecht in Seide gewebt**. Da dieselben gut ausgeführt sind, weder vergilben noch ausbleichen, so hoffe ich auf Unterstützung bei diesem Unternehmen. Preis pro Bild **75 Pf.**, in Dtz. 25 pCt. Rabatt exel. Porto gegen Nachnahme. Diese Bilder liegen in Berlin in der Expedition der „Volkstribüne“ zur Ansicht aus.

Ernstthal Ost-St. b. Chemnitz.
Herm. Henker.

Die Thüringer Tribüne

vertritt die Interessen der Arbeiter in politischer, wirtschaftlicher und gewerkschaftlicher Beziehung in entschiedenster Weise. Dieselbe erscheint wöchentlich zweimal. In ihrer Rubrik „Aus Thüringen“ beleuchtet dieselbe speziell das Streben und Wirken des werktätigen Volkes Thüringens.

Jede Postanstalt nimmt Abonnements zum Preise von 1 Mark vierteljährlich entgegen.

Im gleichen Verlage erscheint die „**Reinische Tribüne**“ und das „**Nordhäuser Volksblatt**“, welche im zweiten Nachtrag der Postzeitungsliste eingetragen werden und zu den gleichen Bedingungen zu beziehen sind.

Der Verleger.

Erfurt. Karl Schulze.

W. Gründel's Restaurant

(früher: N. Wendt.)
Dresdenerstraße 116.
Arbeitsnachweis und Verkehr der Buchbinder, Schlosser, Drechsler, Maler, Töpfer, Stellmacher, Sattler und Gärtner.
Reichhaltiger Frühstück, Mittag- und Abendtisch.
Vorzügliches Weis- und Bairisch-Bier.
2 Billards und Regeltischen. — Saal zu Versammlungen.
Fernsprech-Anschluß. Amt 9a. Nr. 578.

Empfehle den Genossen meine zum
Minimal-Lohntarif
der **Berliner Tabakarbeiter**
verfertigten **Cigarren.**

Wilh. Boerner,

Ritterstr. 108, b. 2. Haus v. d. Prinzenstr.

Große und kleine Reste zu Hosen und Anzügen, sowie Kleider u. Regenmäntelstoffe. Seidenplüsch, Tricot zu Tailen, gleich zugeschnitten, auch angefertigt.
Albert Karle, Waldemarstr. 66.

Berliner Arbeiterbibliothek. I. Serie.

Herausgegeben von **Max Schippel**-Berlin.

Eine Sammlung allgemein verständlicher **Agitationschriften** in bester Ausstattung und zu niedrigstem Preise, die wir allen Lesern der „Volkstribüne“, sowie allen Mitgliedern von Arbeitervereinen aller Art bestens empfehlen.

- Heft 1. Ein sozialistischer Roman.** Nach dem Amerikanischen. Von Edward Bellamy. 32 Seiten. Preis 15 Pfg.
- Heft 2. Die Gewerkschaften, ihr Nutzen und ihre Bedeutung für die Arbeiterbewegung.** Von Max Schippel-Berlin. 32 Seiten. Preis 15 Pfg.
- Heft 3. Die Arbeiterinnen- und Frauenfrage der Gegenwart.** Von Clara Zetkin-Paris. 40 Seiten. Preis 20 Pfg.
- Heft 4. Die französische Arbeiterbewegung seit der Pariser Kommune.** Von Ossip Zetkin-Paris. 48 Seiten. Preis 20 Pfg.
- Heft 5. Charakterköpfe aus der französischen Arbeiterbewegung.** Von Ossip Zetkin-Paris. 48 Seiten. Preis 20 Pfg.
- Heft 6. Die Haus-Industrie in Deutschland.** Von Paul Kampffmeyer-Genf. 32 Seiten. Preis 15 Pfg.
- Heft 7. Junker und Bauer.** Von Paul Kampffmeyer-Genf. 32 Seiten. Preis 15 Pfg.
- Heft 8. Die wirtschaftlichen Umwälzungen unserer Zeit und die Entwicklung der Sozialdemokratie.** Von Max Schippel-Berlin. 32 Seiten. Preis 15 Pfg.
- Heft 9. Die Marxsche Werththeorie.** Zur Einführung in das Studium von Marx. Von Paul Fischer-London. 52 Seiten. Preis 20 Pfg.
- Heft 10. Die Sozialdemokratie und der Deutsche Reichstag.** Materialien zum Gebrauch für sozialdemokratische Reichstagswähler. 36 Seiten. Preis 15 Pfg.
- Heft 11. Die soziale Frage auf dem Lande.** Von Paul Kampffmeyer-Genf u. . . . 40 Seiten. Preis 20 Pfg.
- Heft 12. Die internationale Arbeiterschutzgesetzgebung.** Von Paul Ernst-Berlin. 32 Seiten. Preis 15 Pfg.

Zu beziehen durch die bekannten Kolportage und die Expedition der

„**Berliner Volks-Tribüne**“, Berlin S.O., Draniensstr. 23.

Jedes Heft ist einzeln käuflich.

Wiederverkäufer, sowie Arbeitervereine erhalten hohen Rabatt.

Die seit 1877 bestehende, weitbekannte

Uhrenfabrik

von

Max Busse

157. Invaliden-Strasse 157,
neben der Markthalle.

verkauft jetzt **sämmtliche Uhren zu bedeutend herabgesetzten Preisen.** Für jede Uhr wird reelle Garantie geleistet. Grosse Abschlüsse mit Pforzheimer und Hanauer Fabrikanten ermöglichen derselben Firma den Verkauf von

Gold-, Silber-, Granaten- und Korallenwaaren zu fabelhaft billigen Preisen.

Spezialität: Ringe.

Reparaturen an Uhren und Goldsachen werden auf das Gewissenhafteste ausgeführt.



Allen Schuhmachern

empfehle ich meine neu eingerichtete

Schäfte-Fabrik
nebst Lager. Bestellung n. Maß reell u. billig.

Paul Rühl,

Ranninstrasse 74, Hof part.

Cigarren u. Tabake

reichhaltiges Lager

von

O. Klein.

15. Mitterstraße 15.

Dieselbst-Bahnhofs-der-Gürtler-u. Bronceur-(E. 60.

Frankfurt a. M.

Allen Freunden und Parteigenossen empfehle ich die „**Berliner Volks-Tribüne**“ und ganz besonders die **Berliner Arbeiterbibliothek**.

I. Serie 12 Hefte. Preis pro Heft 15 u. 20 Pfg.

1. Heft: Ein sozialistischer Roman. 2. Heft: Die Gewerkschaften, ihr Nutzen und ihre Bedeutung. 3. Heft: Die Arbeiterinnen- und Frauenfrage der Gegenwart. 4. Heft: Der Sozialismus in Frankreich seit der Pariser Kommune. 5. Heft: Charakterköpfe aus der französischen Arbeiterbewegung. 6. Heft: Die Hausindustrie in Deutschland. 7. Heft: Junker und Bauer. 8. Heft: Die wirtschaftlichen Umwälzungen und die Entwicklung der Sozialdemokratie. 9. Heft: Die Marxsche Werththeorie. 10. Heft: Die Sozialdemokratie und der deutsche Reichstag. 11. Die soziale Frage auf dem Lande. 12. Heft: Internationale Arbeiterschutzgesetzgebung.

Wünsche jeder Genosse dazu beitragen, daß die Bibliothek jeder Arbeiter bekommt, denn unsere Lösung muß sein: immer mehr Licht.

D. Faust,
Schäfergasse 15, 4 Tr.
Frankfurt a. M.

Der Arbeitsnachweis

der **Glavierarbeiter**

befindet sich jetzt Ranninstr. 78, im Restaurant **Winger**. Die Adressenanfrage findet jeden Abend von 8-9 1/2 Uhr u. Sonntags Vormittags von 10-11 1/2 Uhr an Mitglieder wie an Nichtmitglieder unentgeltlich statt.

Die Arbeitsvermittlungskommission.

Kleider-Bazar

Reichenbergerstr. 149 an der Mantonkeiserstr.
empfeilt Herren-Anzüge von 10-36 Mk., Sommer-Balcosts von 12-30 Mk., Hosen von 3-12 Mk., Knaben-Anzüge, Drill, Wasch- und Turnsch-Jaquets zu sehr billigen Preisen. Bestellungen nach Maß werden unter Aufsicht unseres Meisters Herrn **Ignaz Weiland** brillant ausgeführt.

Albert Auerbach,

Berlin S., Kottbuser Damm 7.

Schuh- und Stiefel-Lager

für Herren, Damen und Kinder. Reelle Bedienung. — Feste Preise.

Allen Freunden und Genossen empfehle mein

Weis- u. Bairisch-Bier-Lokal.

2 Vereinszimmer stehen zur Verfügung.
Herrmann Wuttke,
Friedrichsbergstr. 20 pl.,